

## Kapitel 2

# Das Realismusproblem als Scheinproblem bei Schlick

Moritz Schlick ist als Gründer des Wiener Kreises in die Philosophiegeschichte eingegangen. Seine Behandlung der Realismusfrage scheint derjenigen Carnaps stark zu ähneln. Dies liegt durchaus nahe, war doch Carnap gemeinsam mit Schlick und Otto Neurath der wichtigste Repräsentant des Wiener Kreises. Doch wie so oft zeigt sich auch hier, dass der Wiener Kreis ein alles andere als monolithisches Gebilde war. So hat sich Neurath im Grunde gar nicht (jedenfalls nicht explizit) zur Realismusfrage geäußert. Und Schlick weicht in bestimmten Punkten deutlich von der Argumentation, die Carnap vorlegt, ab. Dies betrifft vor allem die Frage nach dem Verhältnis von Sinn und Verifikation sowie das jeweils zugrunde gelegte Philosophieverständnis im Allgemeinen. Kurz, trotz aller Ähnlichkeiten gibt es wichtige Unterschiede zwischen der Schlickschen und der Carnapschen Behandlung des Realismusproblems. Diese Unterschiede herauszuarbeiten, ist eines der Ziele dieses Kapitels. Doch zunächst bedarf es einer kurzen, die Schlicksche Werkentwicklung betreffenden Vorüberlegung. Denn Schlicks Stellung zum Realismus war nicht immer dieselbe. Wie sich gleich zeigen wird, sah der frühe im Unterschied zum späteren Schlick im Realismusproblem alles andere als ein Scheinproblem. Zu einem solchen wurde es erst im Zuge seiner 1922 erfolgten Übersiedelung nach Wien. Der frühe Schlick, so die im Folgenden zu untermauernde Diagnose, war hingegen noch der Ansicht, dass eine bestimmte Form des Realismus unumgänglich ist, wenn man zu einem angemessenen Verständnis der wissenschaftlichen Begriffs- und Theoriebildung gelangen will. Es ist eben diese Ansicht, der wir uns nun als Erstes zuwenden wollen.

## Die Position des frühen Schlick

Wie man weiß, war Schlick von Haus aus Physiker. Seine Dissertation „Über die Reflexion des Lichtes in einer inhomogenen Schicht“ reichte er 1904 an der Friedrich-Wilhelms-Universität (heute Humboldt Universität) in Berlin ein (siehe dazu auch den Editorischen Bericht in Schlick 2006). Der Betreuer der Arbeit war Max Planck. Dies zu erwähnen, ist nicht ganz überflüssig, denn Planck stand, philosophisch gesehen, auf der Seite des Realismus. Fast schon legendär ist in diesem Zusammenhang Plancks Auseinandersetzung mit Ernst Mach. So findet man in Plancks im Jahre 1908 in Leiden gehaltenen Vortrag „Die Einheit des physikalischen Weltbildes“ die folgende, gegen den (vorgeblichen) Positivismus Machs gerichtete Bemerkung:

Ist das physikalische Weltbild lediglich eine mehr oder minder willkürliche Schöpfung unseres Geistes oder finden wir uns zu der gegenteiligen Auffassung getrieben, daß es reale von uns ganz unabhängige Naturvorgänge widerspiegelt? Konkreter gesprochen: dürfen wir vernünftigerweise behaupten, daß das Prinzip der Erhaltung der Energie in der Natur schon gegolten hat, als noch kein Mensch darüber nachdenken konnte, oder daß die Himmelskörper sich auch dann noch nach dem Gravitationsgesetz bewegen werden, wenn unsere Erde mit allen ihren Bewohnern in Trümmer gegangen ist? (Planck 1949, S. 47).

Und Planck fährt fort:

Wenn ich im Hinblick auf alles bisherige diese Frage mit Ja beantworte, so bin ich mir dabei wohl bewußt, daß diese Antwort sich in gewissem Gegensatz befindet zu einer Richtung der Naturphilosophie, die gerade gegenwärtig unter der Führung von Ernst Mach sich großer Beliebtheit gerade in naturwissenschaftlichen Kreisen erfreut. Danach gibt es keine andere Realität als die eignen Empfindungen, und alle Naturwissenschaft ist in letzter Linie nur eine ökonomische Anpassung unserer Gedanken an unsere Empfindungen, zu der wir durch den Kampf ums Dasein getrieben werden. Die Grenze zwischen Physischem und Psychischem ist lediglich eine praktische und konventionelle, die eigentlichen und einzigen Elemente der Welt sind die Empfindungen (ebd.).

Es ist einigermaßen bemerkenswert, dass Planck sich hier auf ganz ähnliche Weise gegen die Machsche ‚Elementenlehre‘ richtet wie das – in etwa zur selben Zeit – Wladimir Iljitsch Lenin tat (vgl. Lenin 1947 sowie die Rekonstruktion in Vogel 1961).<sup>1</sup> Doch davon abgesehen, ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass Planck seinen Realismus an einem ganz konkreten Fallbeispiel, und zwar am physikalischen Atombegriff festmacht. So heißt es gegen Ende des Leidener Vortrags:

Aber das möchte ich dafür hier um so ausdrücklicher hervorheben, daß die Angriffe, welche von jener Seite her gegen die atomistischen Hypothesen und gegen die Elektronentheorie gerichtet werden, unberechtigt und unhaltbar sind. Ja, ich möchte Ihnen geradezu die Behauptung entgegensetzen – und ich weiß, daß ich damit nicht alleine stehe –: die Atome, so wenig wir von ihren näheren Eigenschaften wissen, sind nicht mehr und nicht

---

<sup>1</sup>Zur Machschen Elementenlehre vgl. insbes. Mach (1886, Kap. I) sowie die Rekonstruktion in Banks (2003).

weniger real als die Himmelskörper oder als die uns umgebenden irdischen Objekte; und wenn ich sage: ein Wasserstoffatom wiegt  $1.6 \text{ mal } 10^{24} \text{ g}$ , so enthält dieser Satz keine geringere Art von Erkenntnis wie der, daß der Mond  $7 \text{ mal } 10^{25} \text{ g}$  wiegt (ebd., S. 48).

Eindeutiger könnte das Bekenntnis zu einem auf die Wissenschaften bezogenen Realismus nicht ausfallen: Atome, Elektronen und andere theoretische, von den Wissenschaften postulierte Entitäten sind genauso real wie der Mond, das Münchner Olympiastadion und andere (direkt oder indirekt) beobachtbare Gegenstände. Anders als sein ‚positivistischer Gegenspieler‘ Mach nimmt Planck solche ‚unbeobachtbaren‘ Entitäten wie Atome also ontologisch ernst.<sup>2</sup>

Sie sind nicht nur, wie von Mach behauptet, heuristisch nützliche Fiktionen (bzw. „Gedankendinge“), sondern tatsächlich existierende (und eben deshalb ontologisch ernst zu nehmende) Instanzen kausaler Wirksamkeit.<sup>3</sup>

Es ist nun interessant zu sehen, dass Schlick sich ganz ausdrücklich zu dem Einfluss, den die meta-physikalischen Ansichten Plancks auf ihn in seinen frühen Jahren ausübten, bekannte. So schreibt er in einer (wahrscheinlich im Jahre 1921 angefertigten) autobiografischen Skizze mit ausdrücklichem Bezug auf den Leidener Vortrag:

In die theoretische Physik wurde ich durch Max Planck eingeweiht und seinen Vorlesungen verdanke ich unsagbar viel. Ihr monumentaler Aufbau war ganz durch den Zug zur Systematik bestimmt, der dem Geist dieses ausserordentlichen Forschers innewohnt. Die Wissenschaft erschien nie als ein aus einzelnen der Erfahrung abgerungenen Bruchstücken mühsam zusammengefügteter Bau, sondern als ein in sich festgefügt Ganzes, in dem eins aus dem andern folgt. Nie wurde dem Blick gestattet, sich in der verwirrenden Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens zu verlieren, sondern es wurde stets sogleich die Zauberformel gegeben [...], welche alles wieder in die „Einheit des physikalischen Weltbildes“ einzuordnen vermochte (Schlick-Nachlass, Ts. Autobiographische Skizze, Bl.8).

<sup>2</sup>Die Stellung Machs zum Atomismus kommt in der folgenden Passage aus seiner (1883 erstmals erschienenen) *Mechanik* besonders klar zum Ausdruck: „Atome können wir nirgends wahrnehmen, sie sind wie alle Substanzen Gedankendinge. Ja, den Atomen werden zum Theil Eigenschaften zugeschrieben, welche allen bisher beobachteten widersprechen. Mögen die Atomtheorien immerhin geeignet sein, eine Reihe von Thatsachen darzustellen, die Naturforscher, welche Newton's Regeln des Philosophirens sich zu Herzen genommen haben, werden diese Theorien nur als *provisorische* Hilfsmittel gelten lassen, und einen Ersatz durch eine natürlichere Anschauung anstreben. Die Atomtheorie hat in der Physik eine ähnliche Function, wie gewisse mathematische Hilfsvorstellungen, sie ist ein mathematisches *Modell* zur Darstellung von Thatsachen“ (Mach 1904, S. 532 f.). Ein ganz ähnlicher Standpunkt wie der hier von Mach vertretene findet sich i. Ü. in Vaihinger (1911).

<sup>3</sup>Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch die folgende Bemerkung aus Plancks „wissenschaftlicher Selbstbiographie“: „Was mich zu meiner Wissenschaft führte und von Jugend auf für sie begeisterte, ist die durchaus nicht selbstverständliche Tatsache, daß unsere Denkgesetze übereinstimmen mit den Gesetzmäßigkeiten im Ablauf der Eindrücke, die wir von der Außenwelt empfangen, daß es also dem Menschen möglich ist, durch reines Denken Aufschlüsse über jene Gesetzmäßigkeiten zu gewinnen. Dabei ist von wesentlicher Bedeutung, daß die Außenwelt etwas von uns Unabhängiges, Absolutes darstellt, dem wir gegenüberstehen, und das Suchen nach den Gesetzen, die für dieses Absolute gelten, erschien mir als die schönste wissenschaftliche Lebensaufgabe“ (Planck 1949, S. 7).

Wir werden auf Schlicks Stellung zum Ansatz Plancks an späterer Stelle zurückkommen. Festgehalten sei zunächst, dass die sich um die Alternative ‚Realismus oder Positivismus‘ drehende Kontroverse zwischen Planck und Mach dem frühen Schlick mit Sicherheit bekannt war.

Ein weiterer werkgeschichtlicher Gesichtspunkt ist es wert erwähnt zu werden. Wie im Kontext der neueren Schlick-Forschung verdeutlicht werden konnte (vgl. Neuber 2007 sowie Neuber 2012b, S. 56 f.), spielte die von dem Zürcher Psychologen und Philosophen Gustav Störing im Jahre 1909 vorgelegte *Einführung in die Erkenntnistheorie* eine für die philosophische Entwicklung Schlicks bedeutsame und vor allem im Hinblick auf die Realismusfrage inspirierende Rolle. Laut Untertitel versteht sich Störings Buch als eine „Auseinandersetzung mit dem Positivismus und erkenntnistheoretischen Idealismus“ und – in positiver Hinsicht – als ein Beitrag zur Verteidigung dessen, was Störing „kritischen Realismus“ nennt (vgl. Störing 1909, S. 185 ff.). Letzteren sieht er angelegt in der kantschen Unterscheidung zwischen ‚Erscheinung‘ und ‚Ding an sich‘, wobei der maßgebliche *Unterschied* zur ursprünglichen Lehre Kants sich daraus ergibt, dass angenommen wird, dass Dinge an sich *erkennbar* sind. Wie Störing ausführlich darlegt, zählen zu den wichtigsten zeitgenössischen Repräsentanten des kritischen Realismus Alois Riehl, Wilhelm Wundt und Oswald Külpe.

Es ist vor diesem Hintergrund sehr aufschlussreich zu sehen, dass Schlick, der in den Jahren 1908 und 1909 Vorlesungen und Seminare (u. a. zur Erkenntnistheorie) bei Störing in Zürich besucht hatte, seit 1910 mit dem zu jener Zeit in Berlin lehrenden Riehl brieflich korrespondierte, und dass seine beiden ersten Publikationen auf dem Gebiet der theoretischen Philosophie in der von Riehl mit herausgegebenen *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie* erschienen (siehe dazu auch Ferrari 2003). Es fällt auf, dass Schlick in diesen beiden Publikationen – seiner 1910 veröffentlichten Rostocker Habilitationsschrift „Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik“ und dem im selben Jahr erschienenen Aufsatz „Die Grenze der naturwissenschaftlichen und philosophischen Begriffsbildung“ – sich immer wieder auf Riehl und Wundt als Hauptvertreter einer realistisch ausgerichteten Erkenntniskonzeption bezieht und eben dieser Auffassung gegenüber den rivalisierenden Konzeptionen des Positivismus und erkenntnistheoretischen Idealismus, wenn auch noch recht vorsichtig, den Vorzug gibt (vgl. etwa Schlick 1910a, S. 397 f; 1910b, S. 123 f., 138, 140 f.).<sup>4</sup> Deutlich expliziter bekennt sich Schlick zur kritisch-realistischen Programmatik in dem 1913 in der *Vierteljahrsschrift* publizierten Aufsatz „Gibt es intuitive Erkenntnis?“, wo es an einer Stelle heißt: „Nimmt man [...] den Erkenntnisbegriff richtig [...], so dürfte man in einem gewissen (hier nicht näher zu erläuternden) Sinne *jede* nicht rein formale Erkenntnis als eine solche von ‚Dingen an sich‘ auffassen“

---

<sup>4</sup>Was speziell die Rolle Wundts betrifft, geht Schlick – in einem im Nachlass befindlichen und auf das Jahr 1912 datierten Manuskript mit dem Titel „Die Philosophie der Gegenwart“ – so weit, den „Realisten“ Wundt als denjenigen anzupreisen, der ganz maßgeblich für die „sog. Wiegeburt der Philosophie der Gegenwart“ verantwortlich sei. Vgl. Schlick-Nachlass, A.8.

(Schlick 1913, S. 485). Und in dem 1919 in den *Kant-Studien* erschienenen Beitrag „Erscheinung und Wesen“ behauptet Schlick dann schließlich ganz ausdrücklich:

[D]ie einzig natürliche Fortbildung der Kantschen Erkenntnistheorie, zu der sein System von verschiedenen Seiten aus hindrängt, liegt nicht in der idealistischen, sondern in der realistischen Richtung, und man gelangt zu ihr durch eine Revision der Bestimmungen, die Kant über das sog. Ding an sich und seine Erkennbarkeit gemacht hat (Schlick 2012, S. 203).

Es ist dies nicht der Ort, den frühen erkenntnistheoretischen Standpunkt Schlicks in seinen (vor allem um das physikalische ‚Raumproblem‘ sich drehenden) Einzelheiten darzustellen (siehe dazu ausführlich Neuber 2012b, Kap. 2 sowie die dort angegebene Literatur). Worauf es im gegenwärtigen Kontext ankommt, ist zur Kenntnis zu nehmen, dass der frühe Schlick für eine an der kritischen Methode Kants ausgerichtete Form des Realismus argumentiert, die – und zwar in klarer Abgrenzung zu Kant – von der Erkennbarkeit von Dingen an sich ausgeht. Seine systematische Umsetzung findet dieses Vorhaben in Schlicks frühem, 1918 in erster Auflage erschienenem Hauptwerk *Allgemeine Erkenntnislehre*. Dort macht sich Schlick für die Ansicht stark, dass Dinge an sich, wenn man sie nicht als Substanzen, sondern als (beispielsweise raumzeitliche) *Relationen* interpretiert, erkenntnismäßig zugänglich sind (vgl. dazu im Detail Neuber 2012b, S. 69 f. und 118 ff.).<sup>5</sup> In Gestalt der in der (1917 in erster Auflage erschienenen) Monografie *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik* anhand der Einsteinschen allgemeinen Relativitätstheorie erläuterten „Methode der Koinzidenzen“ (vgl. Schlick 2006, S. 274 ff.) findet diese kritisch-realistische Programmatik des frühen Schlick ihren wichtigsten Anwendungsfall (siehe dazu wiederum Neuber 2012b, S. 118 ff.).

Halten wir also fest: Der vom frühen Schlick vertretene erkenntnistheoretische Standpunkt baut auf einer realistischen Deutung der Kantschen Ding-an-sich-Lehre auf. Nimmt man diesen Ansatz ernst, verfügt man, wie Schlick in *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik* ausdrücklich darlegt (vgl. Schlick 2006, S. 278–281), über die nötigen Mittel, um auch theoretische Entitäten, wie beispielsweise Elektronen (und andere subatomare ‚Punktkoinzidenzen‘), realistisch aufzufassen (siehe dazu auch Howard 1999; Uebel 2007, S. 69 f.; Neuber 2012b, S. 114–118). Die Nähe zu der Ansicht Plancks ist dabei unverkennbar. Und in der Tat: In der *Allgemeinen Erkenntnislehre* positioniert sich Schlick als Gegner der Machschen „positivistischen Philosophie“ (Schlick 2009, S. 317) und als Befürworter der gegen den Positivismus gerichteten Auffassung Plancks (vgl. ebd., S. 318). Wie sich noch zeigen wird, rückt der spätere – Wiener – Schlick von dieser, den anti-positivistischen Standpunkt Plancks befürwortenden

---

<sup>5</sup>Im Haupttext der *Allgemeinen Erkenntnislehre* ist (im Unterschied zu dem von Herbert Feigl für die 1925 erschienene zweite Auflage angefertigten Sachregister) nirgendwo ausdrücklich von „kritischem Realismus“ die Rede. Dennoch kann man Schlick als einen Vertreter dieser Richtung ansehen. Zur Begründung vgl. Neuber (2012b, S. 58 ff.).

Ansicht ab. Dies, so meine noch im Einzelnen zu erläuternde These, berechtigt zu der Einschätzung, dass Schlick im Zuge seiner Übersiedelung nach Wien – *vor allem auch im Hinblick auf die Realismusfrage* – eine nur schwer zu übersehende „Wende“ vollzogen hat.

## Schlicks Wiener Wende

Nun ist es allerdings so, dass bisweilen die Ansicht vertreten wird, das Denken Schlicks sei in den wesentlichen Punkten durch *Kontinuität* gekennzeichnet. So schreibt Schlicks ehemaliger Schüler Ludovico Geymonat in dem 1985 erschienenen Sammelband *Zurück zu Schlick*:

Einige Autoren haben es bekanntlich für notwendig erachtet, eine scharfe Unterscheidung zu treffen zwischen dem „ersten“ und dem „zweiten“ Schlick, wonach die Verschiedenheit zwischen diesen beiden Phasen im Denken Schlicks auf den Einfluß zurückzuführen sei, den die Lektüre des *Tractatus* und die Gespräche mit Wittgenstein auf ihn ausgeübt haben. Ich persönlich teile diese Meinung nicht, denn mir scheint, daß jener Einfluß vielmehr eingeordnet werden muß in die für Schlicks Denken so charakteristische Aufgeschlossenheit, aufgrund deren er stets bereit war, sich die vortrefflichsten Neuheiten, die aus der wissenschaftlich-philosophischen Kultur seiner Zeit hervorgingen, zu eigen zu machen. Kurz, ich meine nicht, daß es sich um eine echte Wende handelt [...] (Geymonat 1985, S. 25).

Bei aller Wertschätzung für die hier an den Tag gelegte Wertschätzung Schlicks bleibt doch zu konstatieren, dass Geymonat den Einfluss Wittgensteins ganz offensichtlich *unterschätzt*. So heißt es bei einem anderen Schüler Schlicks, Herbert Feigl (auf dessen Stellung zum Realismusproblem wir später noch ausführlich eingehen werden), im Kontext eines autobiografischen Rückblicks:

Schlick's *Allgemeine Erkenntnislehre* [...] struck me like a thunderbolt. In the beautifully lucid and magnificently penetrating book Schlick argued essentially for a critical empirical realism, presenting trenchant objections to what he called the philosophies of immanence – that is, mainly the positions of Mach, Avenarius, and the early Russell. This, together with his views on the analytic nature of mathematical truth, his empiricist critique of Kant and the Neo-Kantians, and his profound understanding of modern science motivated me to become his student at the University of Vienna in 1922. But I was acutely distressed to witness Schlick's conversion to positivism in the late twenties. This conversion was largely due to the influence of Carnap and Wittgenstein. As to whether the early Wittgenstein was to be interpreted as a positivist may be debatable. But that was the way in which Schlick, Carnap, Hahn, and Neurath did understand the *Tractatus* (Feigl 1981, S. 39).

Der ‚Kontinuitätsthese‘ Geymonats ist also die ‚Konversionsthese‘ Feigls entgegenzustellen. Letztere lässt sich gut untermauern, indem man sich ansieht, was Schlick selber sagt. Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein auf den 30. März 1927 datierter Brief an Ernst Cassirer, in welchem Schlick darlegt, dass er mit der *Allgemeinen Erkenntnislehre*, auch in ihrer zweiten Auflage, „sehr unzufrieden“ sei. Sie sei ihm in den wesentlichen Punkten „nicht bestimmt und radikal genug“. Doch in der Zwischenzeit habe sich etwas getan:

Ich bin seitdem durch die Schule der Logik Russells und Wittgensteins hindurchgegangen und stelle seitdem an das philosophische Denken so verschärfte Anforderungen, dass ich die meisten philosophischen Erzeugnisse nur mit größter Selbstüberwindung lesen kann. Den *Tractatus Logico-Philosophicus* von Wittgenstein halte ich für die genialste und bedeutendste Leistung der gegenwärtigen Philosophie. [...] Auch die Persönlichkeit Wittgensteins (der wahrscheinlich nie mehr etwas publizieren wird) ist wahrhaft genial. Ich glaube fest, daß die Philosophie durch die von der neuen Logik ausgehenden Impulse an einen Scheideweg gelangt ist und dass wir uns dem Leibnizschen Ideal des Philosophie-rens nähern (Moritz Schlick an Ernst Cassirer, 30. März 1927).

Wittgenstein (den Schlick 1927 erstmals persönlich traf) spielte also mit Sicherheit eine für die Wiener Phase in der Schlickschen Werkentwicklung bedeutsame Rolle. Dennoch liegt Geymonat bestimmt nicht falsch, wenn er darauf hinweist, dass es verkehrt wäre, die von Schlick während seiner Wiener Zeit vollzogene Neuorientierung „einzig und allein“ (1985, S. 31) auf Wittgensteins Einfluss zurückzuführen. Denn einerseits ließe sich argumentieren, dass Schlick Vieles von dem, was er selbst von Wittgenstein übernommen zu haben meinte, bereits in seiner *Allgemeinen Erkenntnislehre* und anderen frühen, vor-Wiener Schriften vertreten hat – so vor allem das (später noch genauer zu betrachtende) Prinzip der Verifikation.<sup>6</sup> Und zum anderen muss man sehen, dass Schlick in der Tat sehr aufmerksam den mit dem Aufkommen der *Quantenmechanik* sich während der mittleren 1920er Jahre abspielenden revolutionären Umbruch in der zeitgenössischen Physik verfolgte. Dass ihn dies in mehrfacher Hinsicht zum Umdenken bewogen, um nicht zu sagen gezwungen haben dürfte, kann man (was hier aber nicht im Einzelnen geschehen soll) einerseits anhand seiner Raumauffassung (siehe dazu den entsprechenden Verweis in Neuber 2012b, S. 220, Fn. 3) sowie andererseits vor allem anhand seiner Konzeption von Kausalität dokumentieren (siehe in diesem Zusammenhang v. a. Schlick 2008a, b sowie die Darlegungen in Stöckler 1996 und in Fox 2009).

Erste Hinweise auf eine signifikante Wende im Denken Schlicks finden sich bereits in dem 1926 (bemerkenswerterweise in den *Kant-Studien*) erschienenen Aufsatz „Erleben, Erkennen, Metaphysik“. Dort äußert sich Schlick unter anderem zur Frage nach der Realität der Außenwelt. Hatte er diese Frage in seiner *Allgemeinen Erkenntnislehre* noch ganz ausdrücklich als „sinnvoll“ charakterisiert (vgl. Schlick 2009, S. 443 f.) und schließlich auch im Sinne seines kritischen Realismus affirmativ beantwortet (vgl. Neuber 2012b, Kap. 2), so äußert er sich in dem Aufsatz von 1926 deutlich defensiver. Schlick schreibt:

---

<sup>6</sup>So heißt es in diesem Zusammenhang entsprechend bei Karl Menger: „[...] I was sometimes rather unhappy to see Schlick extoll his idol to the point of self-effacement: he ascribed to Wittgenstein ideas that he himself had uttered before he had seen the *Tractatus*“ (Menger 1982, S. 84). Und auch Feigl äußert sich (trotz Konversionsthese) in diese Richtung: „Indeed, so deeply impressed was Schlick with Wittgenstein’s genius that he attributed to him profound philosophical insights which he had formulated much more lucidly long before he succumbed to Wittgenstein’s almost hypnotic spell“ (Feigl 1981, S. 21).



Was Existenz, was Wirklichkeit eigentlich sei, läßt sich nicht begrifflich formulieren, nicht durch Worte ausdrücken. Natürlich lassen sich Kriterien angeben, durch die man in Wissenschaft und Leben das „wirklich Existierende“ vom bloßen „Schein“ unterscheidet – aber in der Frage nach der Realität der Außenwelt ist bekanntlich mehr gemeint. Was jedoch dieses Mehr eigentlich sei, was man meint, wenn man der Außenwelt Existenz zuschreibt, ist auf jeden Fall gänzlich unaussprechbar. Wir haben nichts dagegen, daß man einer solchen Frage einen Sinn beimesse, mit allem Nachdruck müssen wir aber behaupten, daß dieser Sinn nicht angegeben werden kann (Schlick 2008, S. 35 f.).

Die Nähe zum Standpunkt Carnaps ist an dieser Stelle offensichtlich. So wie dieser hält auch Schlick die Frage nach der Realität der Außenwelt für eine im Grunde müßige Frage.<sup>7</sup>

Gleichwohl heißt es an einer anderen Stelle desselben Aufsatzes, dass „echte Erkenntnis der transzendenten Welt sehr wohl möglich“ (S. 44) sei. Allerdings fügt Schlick sogleich hinzu, dass es „gleichgültig“ sei, ob man unter transzendenten Dingen „bloße logische Konstruktionen“ oder „selbständige Wirklichkeiten“ verstehe, denn zwischen beiden Auffassungen bestehe „kein *angebbarer* Unterschied“ (ebd.). In der *Allgemeinen Erkenntnislehre* hat Schlick dies noch ganz anders gesehen. Dort widmete er der „Kritik der Immanenzgedanken“ einen ganzen (sehr langen) Paragraphen und wandte sich dabei besonders ausführlich gegen das von Bertrand Russell in *Our Knowledge of the External World* (1914) präsentierte Konzept der „logical constructions“ (vgl. Schlick 2009, S. 501 ff.). Auf die Einzelheiten dieser Kritik kommt es hier nicht an. Entscheidend ist im Augenblick nur, dass der Wiener Schlick nicht mehr der noch in der *Allgemeinen Erkenntnislehre* anzutreffenden Ansicht ist, dass transzendente, bewusstseinsunabhängige Dinge (bzw. ‚Dinge an sich‘) *im Unterschied zu* bloß logischen, aus Sinnesdaten aufgebauten Konstruktionen den Status „selbständiger Wirklichkeiten“ haben. Ein solcher Unterschied ist für den Wiener Schlick ganz einfach nicht mehr angebbar.

Man kann den in „Erleben, Erkennen, Metaphysik“ vertretenen Standpunkt auch als eine bemerkenswerte Vorwegnahme bestimmter Aspekte der einige Jahre später von Carnap in dem Aufsatz „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache“ (1932) in Anschlag gebrachten *Metaphysikkritik* ansehen. Nach der Ansicht Schlicks sind metaphysische Systeme mit dem Anspruch auf *intuitive* Erkenntnis des Transzendenten verknüpft (vgl. Schlick 2008, S. 48 f.). Da Schlick, wie später auch Carnap, nur formale Strukturen, nicht aber erlebte Inhalte für erkenntnismäßig zugänglich hält, er also nur *begriffliche* Erkenntnis als möglich betrachtet, läuft das Ansinnen der Metaphysik nach seiner Meinung auf

---

<sup>7</sup>In einer Fußnote des 1926er Aufsatzes verweist Schlick denn auch ausdrücklich auf die „scharfsinnigen und unwiderleglichen Ausführungen“ in Carnaps „demnächst erscheinenden Werk ‚Der logische Aufbau der Welt‘“ (Schlick 2008, S. 39, Fn. 2). Wie man weiß (vgl. etwa Mormann 2000, S. 84), handelte es sich beim *Aufbau* um die stark überarbeitete Fassung von Carnaps 1925 in Wien eingereichter (und als verschollen geltender) Habilitationsschrift.



den paradoxen Wunsch hinaus, „das prinzipiell Unausdrückbare auszudrücken“ (S. 52). In (sicherlich nicht ungewollter) wittgensteinianischer Manier verkündet Schlick ganz kategorisch:

Durch die Methoden der Einzelwissenschaften wird prinzipiell alle Erkenntnis vom Seienden gewonnen; jede andere „Ontologie“ ist leeres Geschwätz. Der Philosoph mag noch so viele Worte für das Erlebnis suchen: er kann mit ihnen nur die formalen Eigenschaften desselben treffen, der Inhalt entschlüpft ihm stets. Selbst wenn es also eine „intuitive Erkenntnis“ in seinem Sinne gäbe, bliebe dem Metaphysiker nichts als – Schweigen (S. 52 f.).

So wie später Carnap in dem Aufsatz von 1932 kommt Schlick zu dem Ergebnis, dass die Sätze der Metaphysik nicht etwa falsch, sondern „unsinnig“ sind (vgl. ebd., S. 54 sowie Carnap 2004, S. 98 ff.). Und auch in der *Auflösung* der vermeintlich metaphysischen Probleme nimmt Schlick im Wesentlichen das von Carnap in dem Aufsatz von 1932 Gesagte vorweg. Wie man weiß, dienen die (Schein-) Sätze der Metaphysik nach Carnap nicht der Erkenntnis, sondern lediglich „zum Ausdruck des Lebensgefühls“ (Carnap 2004, S. 105). Und aus der Perspektive Schlicks sind die Sätze der Metaphysik „Begriffs-Dichtungen“ (Schlick 2008, S. 54), die der „Bereicherung des Lebens, nicht der Erkenntnis“ (ebd.) dienen. Carnap sieht in der *Kunst*, speziell in der Musik, das gegenüber der Metaphysik zu bevorzugende (da „adäquate“) „Ausdrucksmittel für das Lebensgefühl“ (2004, S. 106). Und auch bei Schlick kann man schon lesen:

Metaphysik ist also unmöglich, weil sie Widersprechendes verlangt. Strebt der Metaphysiker nur nach Erleben, so wäre sein Verlangen erfüllbar, nämlich durch Dichtung und Kunst und durch das Leben selber, welche durch ihre Erregungen den Reichtum der Bewusstseinsinhalte, des Immanenten vermehren (Schlick 2008, S. 54).

Was sich nach dem bisher Dargelegten festhalten lässt, ist, dass der Wiener Schlick sowohl in seiner Haltung gegenüber der Frage nach der Realität der Außenwelt als auch in seiner Stellung zur Metaphysik im Allgemeinen als ein ‚Alliiertes‘ Carnaps angesehen werden kann. Nun ist eingangs dieses Kapitels aber darauf hingewiesen worden, dass es wichtige Unterschiede gibt zwischen der Schlickschen und der Carnapschen Behandlung des Realismusproblems. Von grundsätzlicher Bedeutung ist dabei zunächst einmal das jeweils zugrunde gelegte *Verständnis von Philosophie als solcher*. Besonders einschlägig ist in diesem Zusammenhang Schlicks 1930 im ersten Band der (von Carnap und Hans Reichenbach herausgegebenen) Zeitschrift *Erkenntnis* erschienene Aufsatz „Die Wende der Philosophie“. Die zentrale These dieses Aufsatzes lautet, dass sich mit dem Aufkommen der modernen, mathematischen Logik ein vollkommen gewandeltes, auf die *Analyse von Sprache* fokussiertes Bild von Philosophie ergeben hat. „Die Wege gehen von der *Logik* aus“ (Schlick 2008, S. 215), so Schlick, und derjenige, der der Philosophie die „entscheidend[e] Wendung“ (ebd., S. 216) gegeben

hat, ist, wie Schlick in aller Emphase verkündet, Wittgenstein.<sup>8</sup> Soweit würde Carnap sicherlich noch mitgehen. Und auch der folgenden, den ‚linguistic turn‘ auf den Punkt bringenden Diagnose würde Carnap (spätestens ab Mitte der 1930er Jahre) zustimmen:

An die Stelle von Untersuchungen des menschlichen „Erkenntnisvermögens“ tritt, soweit sie nicht der Psychologie überantwortet werden können, die Besinnung über das Wesen des Ausdrucks, der Darstellung, d. h. jeder möglichen „Sprache“ im allgemeinsten Sinne des Worts. Die Fragen nach der „Geltung und den Grenzen der Erkenntnis“ fallen fort. Erkennbar ist alles, was sich ausdrücken läßt, und das ist alles, wonach man sinnvoll fragen kann (ebd.).

Es ist ja bereits darauf hingewiesen worden (siehe oben, Kap. 1, „Auf dem Weg zur Wissenschaftslogik“), dass Carnap in dem 1936 erschienenen Aufsatz „Von der Erkenntnistheorie zur Wissenschaftslogik“ ebenfalls für die Substitution der traditionellen Erkenntnistheorie durch (eine bestimmte Form der) Sprachanalyse plädiert. Und auch hier kann man Schlick durchaus als einen den Ansatz Carnaps inspirierenden Vorläufer ansehen. Dennoch tut sich an zentraler Stelle gewissermaßen eine Kluft auf. Gemeint ist die von Schlick und Carnap jeweils vorgenommene Bestimmung dessen, was Analyse von Sprache ihrem Wesen nach *ist* bzw. *leistet*.

Der entscheidende Unterschied wird deutlich, wenn man sich zunächst einmal vergegenwärtigt, dass Schlick im „Wende“-Aufsatz die Ansicht vertritt, dass es sich bei der Philosophie *nicht* um eine Wissenschaft und auch *nicht* um ein „System von Sätzen“ (S. 218) handelt. Stattdessen sei davon auszugehen, dass die Philosophie eine bestimmte Art von *Tätigkeit* darstellt:

Wir erkennen jetzt in ihr – und damit ist die große Wendung in der Gegenwart positiv gekennzeichnet – anstatt eines Systems von Erkenntnissen ein System von *Akten*; sie ist nämlich diejenige Tätigkeit, durch welche der *Sinn* der Aussagen festgestellt oder aufgedeckt wird (ebd.).

Verantwortlich für diese „große Wendung in der Gegenwart“ zeichnet nach Schlick, wie schon gesehen, Wittgenstein. So heißt es in dessen *Tractatus*: „Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken. Die Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. [...] Das Resultat der Philosophie sind nicht ‚philosophische Sätze‘, sondern das Klarwerden von Sätzen“ (Wittgenstein 1963, # 4.112).

Wo liegt nun der Unterschied zu Carnap? Orientiert man sich an dessen *Syntax*-Konzeption, dann ist klar, dass Carnap die Philosophie sehr wohl als eine Art von theoretischer Wissenschaft, die sich in Sätze fassen lässt, ansieht. Dementsprechend legt er auch im Rahmen seiner Autobiografie ausdrücklich dar, dass

---

<sup>8</sup>Wittgenstein selbst reagierte eher distanziert auf diese regelrechte Verherrlichung. So schreibt er in einem auf den 18. September 1930 datierten Brief an Schlick: „Was den Artikel [‚Die Wende der Philosophie‘; M. N.] anbelangt so möchte ich nur Eines sagen: Sie wissen – oder ich hoffe, dass Sie es wissen – wie dankbar ich Ihnen für Ihre freundliche Gesinnung & Anerkennung bin. Aber das ist eine persönliche Sache. Und ich wollte Sie könnten Ihre – so wohlgemeinten – Fanfarenstöße mildern. Es ist ja doch kein Grund zum Triumph; aus 1000 Gründen nicht.“

er und andere Mitglieder des Wiener Kreises „im Gegensatz zu Wittgenstein zu dem Schluß kamen, es sei möglich, über die Sprache zu sprechen, insbesondere über die Strukturen sprachlicher Ausdrücke“ (Carnap 1993, S. 82 f.; Hervorh. M. N.). Als Vorbild diente dabei das von David Hilbert entwickelte (und von Alfred Tarski weitergeführte) Konzept der ‚Metamathematik‘, welches Carnap von der reinen Logik auf die gesamte Philosophie auszuweiten versuchte (siehe dazu im Einzelnen Carnap 1968, Kap. V sowie Friedman 2012, S. 3–5). Im Rahmen der im Kontext der *Syntax*-Konzeption entwickelten Wissenschaftslogik sollte es demnach möglich sein, eine meta-logische Analyse der logischen Struktur der Wissenschaftssprache vorzunehmen. Schlick dagegen ist der Ansicht, dass die Strukturen bzw. die *logische Form* sprachlicher Ausdrücke sich *nicht* (im Rahmen einer Metasprache) darstellen lässt.<sup>9</sup> Dabei geht er sogar soweit, diejenigen, die, wie beispielsweise Carnap (oder auch Tarski), von der Darstellbarkeit der logischen Form ausgehen, – wenn auch nicht namentlich – als Metaphysiker zu denunzieren. Schlick wörtlich:

Es war einer der schwersten Irrtümer vergangener Zeiten, daß man glaubte, den eigentlichen Sinn und letzten Inhalt wiederum durch Aussagen zu formulieren, also in Erkenntnissen darstellen zu können: es war der Irrtum der „Metaphysik“ (Schlick 2008, S. 219).

Man kann gar nicht stark genug betonen, wie weitreichend Schlicks von Wittgenstein übernommene These der Nichtdarstellbarkeit der logischen Form in ihren philosophischen und insbesondere auch die innere Struktur des Wiener Kreises betreffenden Konsequenzen ist. Doch um dies in angemessener Form verdeutlichen zu können, bedarf es einer näheren Analyse der von Schlick in Anschlag gebrachten Klärung des Verhältnisses von Sinn und Verifikation.

## Verifikationsprinzip und ‚Fundamentalismus‘

Fassen wir zunächst noch einmal kurz zusammen: Schlick gibt sich nach seiner Wiener Wende als Kritiker der Metaphysik, und zwar speziell als Kritiker des metaphysischen Außenwelt-Realismus, zu erkennen. Darin stimmt er zwar einerseits mit Carnap überein, geht über diesen aber auch zugleich hinaus, indem er die Annahme der Darstellbarkeit der logischen Form als metaphysisches Relikt entlarven zu können meint. Dabei gilt es nun zu sehen, dass Schlick von einem dezidiert a-theoretischen, wittgensteinianisch geprägten Verständnis von Sprachanalyse

---

<sup>9</sup>Den Begriff der logischen Form übernimmt Schlick eins-zu-eins von Wittgenstein. Dieser wiederum versteht unter ‚logischer Form‘ die formale Struktur, welche sprachliche Ausdrücke mit den Objekten (bzw. Sachverhalten), die sie abbilden, gemeinsam haben. Dem entsprechend heißt es im *Tractatus*: „Der Satz kann die gesamte Wirklichkeit darstellen, aber er kann nicht das darstellen, was er mit der Wirklichkeit gemein haben muss, um sie darstellen zu können – die logische Form“ (Wittgenstein 1963, # 4.12).

geleitet ist, dessen eigentliches Telos wiederum in der Etablierung einer tragfähigen Konzeption von *Gewissheit*, die es gestatten soll, *den Sinn von Aussagen anzugeben*, liegt. Gewissheit selbst, so Schlicks noch näher zu erläuternde These, kann aber nicht sprachlich sein, da sprachliche Äußerungen grundsätzlich regressanfällig und dem Streben nach Gewissheit eher ab- als zuträglich sind. Daher kann die Klärung der Sinn- bzw. Gewissheitsfrage nach Schlick in letzter Konsequenz nur über *Handlungen* erfolgen.<sup>10</sup>

Was hat dies nun mit den Fragestellungen der für unseren Zusammenhang entscheidenden Realismus-Debatte zu tun? Sehr viel! Denn Schlick ist der Ansicht, die Realismus- über die Sinn- und Gewissheitsfrage *klären zu können*. Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang zuallererst Schlicks 1932 im dritten Band der Zeitschrift *Erkenntnis* veröffentlichter Aufsatz „Positivismus und Realismus“. Den werkgeschichtlichen Hintergrund dieses Aufsatzes bilden Meinungsverschiedenheiten zwischen Schlick und dem Wiener Kreis auf der einen Seite und einer Reihe namhafter, mit Schlick persönlich bekannter Physiker auf der anderen. Schlick selbst, der sich während der Abfassung des Aufsatzes an der University of California in Berkeley als Gastprofessur aufhielt, äußert sich in einem Brief an Hans Reichenbach dazu wie folgt:

Es [das Manuskript; M. N.] stellt [...] eine Antwort auf die Einwendungen dar, die von mehreren hervorragenden Physikern gegen den Wiener Standpunkt gemacht worden sind (Planck, Sommerfeld, Einstein). Diese Einwände beruhen auf Missverständnissen, d. h. sie richten sich gegen Formulierungen, die auf unserm Standpunkt garnicht gemacht werden koennen. Da ich auf die Uebereinstimmung mit den Physikern sehr hohes Gewicht lege, so erschienen mir die Ausfuehrungen des MS [Manuskripts; M. N.] sehr notwendig. Sie wollen nichts Neues bringen, sondern nur sehr klar und eindringlich formulieren und haben mich gerade deshalb ziemlich Muehe gekostet (Moritz Schlick an Hans Reichenbach, 23. Oktober 1931).

Was genau waren die „Einwendungen“, die von physikalischer Seite kamen? Beginnen wir mit Schlicks Doktorvater Planck. Dieser hatte zu Beginn des Jahres 1931 eine Schrift veröffentlicht mit dem Titel *Positivismus und reale Außenwelt*. Grundtenor dieser Schrift: Die Annahme der Existenz einer Außenwelt ist unumgänglich, der Positivismus falsch. Planck hatte seinen – wie gesehen, erstmals im Leidener Vortrag von 1908 zum Ausdruck gebrachten – anti-positivistischen Standpunkt also beibehalten. Was man von Schlick, nachdem er die Wiener Wende vollzogen hatte, nicht behaupten kann. Daher verwundert es auch nicht,

<sup>10</sup>Dem entsprechend heißt es in „Die Wende der Philosophie“: „Daß die Arbeit der Philosophie nicht in der Aufstellung von Sätzen besteht, daß also die Sinngebung von Aussagen nicht wiederum durch Aussagen geschehen kann, ist leicht einzusehen. Denn wenn ich etwa die Bedeutung meiner Worte durch Erläuterungssätze und Definitionen angebe, also mit Hilfe neuer Worte, so muß man weiter nach der Bedeutung dieser anderen Worte fragen, und so fort. Dieser Prozess kann nicht ins unendliche gehen, er findet sein Ende immer nur in tatsächlichen Aufweisungen, in Vorzeigungen des Gemeinten, in wirklichen Akten also; die letzte Sinngebung geschieht mithin stets durch *Handlungen*, sie machen die philosophische Tätigkeit aus“ (Schlick 2008, S. 219).

dass Albert Einstein, der in Schlick einst einen wichtigen philosophischen Verbündeten gesehen hatte (siehe dazu im Einzelnen Neuber 2012b, insbes. S. 129 sowie Howard 1984; Hentschel 1986 und Seck 2008, S. 136), sich in einem auf den 28. November 1930 datierten Brief an Schlick wie folgt äußert:

Ich sage Ihnen glatt heraus: Die Physik ist ein Versuch der begrifflichen Konstruktion eines Modells der *realen Welt* sowie von deren gesetzlicher Struktur [...] Sie werden sich über den „Metaphysiker“ Einstein wundern, aber jedes vier- und zweibeinige Tier ist in diesem Sinne de facto Metaphysiker (Albert Einstein an Moritz Schlick, 28. November 1930).

Ob Einstein tatsächlich so ‚metaphysisch‘ war, wie er an dieser Stelle vorgibt, ist eine strittige Frage (siehe dazu Howard 1993). Fest steht aber, dass der Brief an Schlick diesen nicht minder zur Abfassung des 1932er Aufsatzes bewogen haben dürfte als das erwähnte Buch von Planck. Und was den von Schlick in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnten Arnold Sommerfeld betrifft, so vertrat dieser in einem im Jahre 1930 in Wien gehaltenen Vortrag die Ansicht, dass „in dem Glauben an die objektive mathematische Ordnung der Natur ein wenig Metaphysik steckt, aber ich meine, daß wir ohne diesen Glauben in der Physik nicht auskommen können“ (Sommerfeld 1930, S. 197).

Soviel zu den werkgeschichtlichen Hintergründen des 1932er Aufsatzes. Inhaltlich gesehen, kann man diesen Aufsatz als explizites Gegenprogramm zum Außenwelt-Realismus der drei genannten ‚metaphysischen Physiker‘ verstehen. Das „Problem der Realität der Außenwelt“, so Schlick, ist „eine sinnlose Scheinfrage“, nichts weiter als ein „Streit um des Kaisers Bart“ (Schlick 2008, S. 329). Wie Schlick weiterhin darlegt, ist es gar nicht möglich, auf philosophischem Wege zu entscheiden, ob etwas real sei oder nicht. Was herausgefunden werden könne, sei der *Sinn* bzw. die *Bedeutung* der Behauptung, etwas sei real. Und ob dies dann tatsächlich der Fall sei, könne nur durch „die gewöhnlichen Methoden des täglichen Lebens und der Wissenschaft, das heißt, durch *Erfahrung*“ (ebd.) entschieden werden.

Aufgabe der Philosophie ist also die Festlegung des Sinns von Aussagen. Dabei orientiert sich Schlick an der – in dieser Form auch bei Wittgenstein anzutreffenden – Devise, dass der Sinn eines Satzes in der *Methode seiner Verifikation* zu sehen ist. Es ist daher üblich, in diesem Zusammenhang vom ‚Verifikationsprinzip‘ zu sprechen (siehe dazu ausführlich Waismann 1945; Holdcroft 1983; Chapuis-Schmitz 2010). Die wesentliche Pointe dieses Prinzips liegt darin, dass wir eine Aussage bzw. den Sinn einer Aussage nur dann *verstehen* können, wenn wir imstande sind anzugeben, unter welchen Bedingungen diese Aussage wahr ist. So heißt es in Wittgensteins *Tractatus*: „Einen Satz verstehen, heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist“ (1963, # 4.024). Und Schlick selber schreibt:

Es ist der erste Schritt jeglichen Philosophierens und das Fundament jeder Reflexion, einzusehen, daß es schlechterdings unmöglich ist, den Sinn irgendeiner Behauptung anders anzugeben als dadurch, daß man den Tatbestand beschreibt, der vorliegen muß, wenn die Behauptung wahr sein soll (Schlick 2008, S. 330).

Man sollte an dieser Stelle sehen, dass Schlick schon lange vor Abfassung dieser Zeilen eine Art von Verifikationsprinzip verkündet hatte. So spricht er bereits in dem mit „Die Verifikation“ überschriebenen § 20 der ersten Auflage seiner *Allgemeinen Erkenntnislehre* von der „Eindeutigkeit der Zuordnung der Urteile zu den Tatsachen“ als einem „Kriterium der Wahrheit“ (2009, S. 423) und führt aus:

Die Wissenschaften haben längst besondere Methoden entwickelt, um die Eindeutigkeit der Bezeichnung von Tatsachen durch Urteile zu kontrollieren; es sind die Methoden der *Verifikation*. Sie spielen in den Realwissenschaften eine gewaltige Rolle, denn diese Disziplinen bauen sich in der Weise auf, daß sie ihre Urteile zuerst als Hypothesen aufstellen und dann durch Verifikationen erproben, ob durch sie eine eindeutige Bezeichnung erreicht wird. Ist dies der Fall, so gilt die Hypothese als ein wahrer Satz (ebd., S. 424).<sup>11</sup>

Nun könnte man mit Geymonat so weit gehen, das Verifikationsprinzip als einen schlagenden Beleg für die *Kontinuität* im Denken Schlicks zu deuten (vgl. Geymonat 1985, S. 27 f.). Doch hier ist in zweierlei Hinsicht Vorsicht geboten. Denn erstens geht es dem frühen Schlick, wenn er den Begriff der Verifikation verwendet, um die etablierten Methoden der wissenschaftlichen Hypothesenüberprüfung, während der Wiener Schlick – dem Wittgensteinschen *Tractatus* folgend – das Verifikationsprinzip in Anschlag bringt, um eine Feststellung über den Sinn von Aussagen zu treffen. Und zweitens ist das Verifikationsprinzip des Wiener Schlick nicht etwa so zu verstehen, als bilde es Bestandteil einer *Theorie* des Sinns von Aussagen. Hier ist es wiederum die von Wittgenstein übernommene Auffassung der Philosophie als einer ‚Tätigkeit‘, welche in Kontrast zu dem vom frühen Schlick vertretenen Ansatz steht.

Beide Punkte hängen aufs Engste miteinander zusammen. Wie Schlick in „Positivismus und Realismus“ ausführt, erfolgt die Festlegung des Sinns von Aussagen nicht etwa durch die Heranziehung anderer Aussagen, sondern letztlich immer nur durch einen *Akt der Ostension*. Schlick wörtlich:

[D]ie Bedeutung des Wortes muß in letzter Linie *gezeigt*, sie muß *gegeben* werden. Es geschieht durch einen Akt des Hinweisens, des Zeigens, und das Gezeigte muß gegeben sein, denn sonst kann ich nicht darauf hingewiesen werden (Schlick 2009, S. 330).

Dabei sind es die nicht-logischen (deskriptiven) Konstituenten eines gegebenen Satzes, welche sich ostensiv definieren lassen müssen (siehe dazu auch Holdcroft 1983, S. 50). Ist dies der Fall, dann kann der entsprechende Satz als Ganzer als *verifizierbar* ausgewiesen werden. Wir haben es also mit einer *kompositionalen*

<sup>11</sup>Schlick hatte sich bereits in seiner Habilitationsschrift wie folgt geäußert: „Welches Kriterium haben wir für die Wahrheit von Sätzen, die etwas über Tatsachen der Sinnenwelt aussagen? Die Antwort ist sehr leicht und lautet ohne jeden Zweifel: kein anderes als die *Verifikation*. Das ist ja sicherlich die erste, fundamentalste Regel aller Tatsachenforschung: nur die Annahmen als richtig, nur die Gesetze als gültig anzusehen, die sich unter allen Umständen verifizieren. [...] In den Naturwissenschaften geschieht die Verifikation durch das *Experiment*; und in der Tat, was würde ein Physiker, Chemiker oder Physiologe von einer Wahrheit auf seinem Gebiete halten, die nicht jederzeit durch Experimente beglaubigt werden könnte?“ (1910a, S. 436 f.).

Konzeption der Angabe des Sinns von Aussagen zu tun (siehe dazu wiederum, im Anschluss an Davidson, Holdcroft 1983, S. 51), wobei die jeweiligen Komponenten des zu verifizierenden Satzes sich ausschließlich auf sinnlich Wahrnehmbares oder, kurz, auf ‚das Gegebene‘ beziehen sollen. Wiederum Schlick wörtlich:

Die Angabe der Umstände unter denen ein Satz wahr ist, ist *dasselbe* wie die Angabe seines Sinnes, und nichts anderes.

Und diese „Umstände“, das haben wir nun gesehen, müssen in letzter Linie im Gegebenen zu finden sein. Verschiedene Umstände bedeuten Verschiedenheiten im Gegebenen. Der *Sinn* jedes Satzes wird in letzter Linie ganz allein durch Gegebenes bestimmt und schlechterdings durch nichts anderes (S. 331).

Es versteht sich fast von selbst, dass, wenn der Sinn von Sätzen *allein* durch das Gegebene bestimmt sein soll, es so etwas wie *gehaltvolle allgemeine Naturgesetze* nicht geben kann. Zwar bestreitet Schlick nicht, dass es Naturgesetze gibt; aber was er sehr wohl bestreitet (bzw. bestreiten muss), ist, dass diese Gesetze einen über das Gegebene hinausgehenden deskriptiven Gehalt aufweisen. Wiederum ganz auf der Linie Wittgensteins, behauptet Schlick – in dem 1931 in der Zeitschrift *Die Naturwissenschaften* erschienenen Aufsatz „Die Kausalität in der gegenwärtigen Physik“ –, dass Naturgesetze nicht den logischen Charakter von Aussagen hätten, sondern als *Anweisungen zur Bildung von Aussagen* zu deuten seien (vgl. Schlick 2008, S. 256).<sup>12</sup> Naturgesetze haben sonach den Status bloßer Inferenzregeln, und das Kriterium ihrer Tauglichkeit (bzw. Angemessenheit) ist, wie Schlick ausdrücklich darlegt, ihre prognostische Kraft in Bezug auf das Eintreten zukünftiger singulärer Ereignisse (vgl. ebd., S. 251).<sup>13</sup> So gesehen, sind es immer nur die auf solche singulären Ereignisse bezogenen individuellen Beobachtungsaussagen, die einer Verifikation unterzogen werden können. Oder in Schlicks eigenen Worten:

Prüfbar sind bekanntlich immer nur die Einzelaussagen, die aus einem Naturgesetz abgeleitet werden, und diese haben stets die Form: „unter den und den Umständen wird dieser Zeiger auf jenen Skalenstrich weisen“, „unter den und den Umständen tritt an dieser Stelle der photographischen Platte eine Schwärzung ein“, und ähnlich. Von dieser Art sind die verifizierbaren Aussagen, von dieser Art ist jede Verifikation (2008, S. 256).

Halten wir also fest: Wenn Schlick über den Sinn von Aussagen spricht, dann geht es ihm im Wesentlichen um das Verfahren der Verifikation. Dabei muss man sehen, dass es sich bei dem mit Schlicks Ansatz einhergehenden *Verifikationismus* nicht um eine *Theorie* des Sinns von Aussagen (jedenfalls nicht um eine Theorie im wissenschaftlichen Sinne) handelt. Denn, so Schlick in „Positivismus und Realismus“, „was aller Theoriebildung vorhergeht, kann nicht selbst eine Theorie sein“

<sup>12</sup>Dem entsprechend heißt es bei Wittgenstein: „Eine Hypothese ist keine Aussage, sondern ein Gesetz zur Bildung von Aussagen“ (Wittgenstein 1984a, S. 99).

<sup>13</sup>So auch wiederum Wittgenstein: „Eine Hypothese ist ein Gesetz zur Bildung von Sätzen. Man könnte auch sagen: Eine Hypothese ist ein Gesetz zur Bildung von Erwartungen“ (Wittgenstein 1984b, S. 285).



(2008, S. 332). Dies ist einmal dadurch begründet, dass die logische Form von Aussagen sich nach Schlick (beziehungsweise Wittgenstein!) nicht im Rahmen einer theoretischen Metasprache darstellen lässt, und zum anderen dadurch, dass die Sinnfestlegung von Aussagen (bzw. der sie konstituierenden deskriptiven Konstanten) nach Schlick nicht wiederum durch Aussagen, sondern letztlich nur durch Handlungen des Hinweisens erfolgen kann. Fasst man beide Aspekte unter dem Gesichtspunkt des ‚Zeigens‘ zusammen, ergibt sich die folgende Konstellation: Die logische Form von Aussagen ist das, was *sich* zeigt, aber nicht verbalisiert werden kann; und die Sinn konstituierende Basis im Gegebenen ist das, *worauf* – in einer konkreten Wahrnehmungssituation – gezeigt wird, wobei der dabei jeweils wahrgenommene Erlebnisinhalt – wie noch zu verdeutlichen sein wird – ebenfalls nicht verbalisiert werden kann. Beide Aussagenkomponenten haben, wie Thomas Uebel es zutreffend beschrieben hat, den Status des ‚Unaussprechlichen‘, sodass „[t]he applicability of a conceptual system to reality remained a matter of *ineffable* experience“ (Uebel 2007, S. 94; Hervorh. M. N.).

Nun könnte man nach dem bisher Gesagten meinen, die Position des Wiener Schlick sei die eines radikalen Phänomenalisten (und somit Anti-Realisten). Doch hier muss man eine gewichtige Einschränkung vornehmen. Denn obwohl Schlick, wie dargelegt, der Ansicht ist, dass der Sinn eines Satzes sich ausschließlich über das Gegebene bestimmen lassen muss, behält er es sich vor, diese Ansicht dahingehend abzuschwächen, dass es „*prinzipiell*“ (Schlick 2008, S. 332) möglich bzw. denkbar sein muss, den entsprechenden Satz zu verifizieren. Dies bringt seine Stellung zur Realismusfrage zum Oszillieren. Denn es macht einen gewaltigen Unterschied, ob man von tatsächlicher oder nur möglicher bzw. denkbarer Verifizierbarkeit ausgeht. Letzteres ließe sich auch mit einem realistischen Standpunkt in Einklang bringen, und eben dies scheint in der Tat der von Schlick in „Positivismus und Realismus“ verfolgte Ansatz zu sein. So heißt es dort an einer Stelle:

Die Aussage „auf der Rückseite des Mondes gibt es 3000 m hohe Berge“ ist ohne jeden Zweifel absolut sinnvoll, obgleich uns die technischen Mittel zu ihrer Verifikation fehlen. Und sie bliebe genau so sinnvoll, wenn wir etwa aus irgendwelchen wissenschaftlichen Gründen sicher wüßten, daß nie ein Mensch zur Rückseite des Mondes gelangen wird. [...] Die Verifikation [...] ist *logisch* möglich, wie immer es um ihre tatsächliche Ausführbarkeit bestellt sein mag (S. 332).

Mit Carnap gesprochen, wäre im Falle der Aussage „Auf der Rückseite des Mondes gibt es 3000 m hohe Berge“ zwar nicht das Kriterium der ‚Fundiertheit‘, aber immerhin das Kriterium der ‚Sachhaltigkeit‘ erfüllt, sodass die Aussage als solche als sinnvoll ausgewiesen werden kann. Schlick selbst trägt der von Carnap ins Spiel gebrachten Rolle des Kriteriums der Sachhaltigkeit in indirekter Weise Rechnung, indem er zwischen ‚empirischer‘ und ‚logischer‘ *Unmöglichkeit* der Verifikation differenziert. Dabei ist der Unterschied kein gradueller, sondern ein grundsätzlicher: „Was nur empirisch unmöglich ist, bleibt dennoch *denkbar*; was aber logisch unmöglich ist, ist widersprechend und kann daher überhaupt nicht gedacht werden“ (S. 333).

Schlick veranschaulicht seinen Ansatz anhand eines weiteren Beispiels (vgl. ebd.): Die Behauptung, im Inneren eines jeden Elektrons befinde sich ein Kern, der zwar stets vorhanden sei, jedoch keinerlei Wirkungen nach außen entfalte, sei ein klarer Fall von logischer Unmöglichkeit der Verifikation. Es handelt sich, so Schlick, um „eine sinnlose Behauptung“ (ebd.), denn im Bereich des Beobachtbaren bliebe im Falle des wirkungslosen Kerns ja alles unverändert, „das Reich des Gegebenen würde nicht tangiert“ (ebd.). Während bei der Aussage „Auf der Rückseite des Mondes gibt es 3000 m hohe Berge“ die Bedingungen angegeben werden könnten, die eintreten müssten, damit die entsprechenden Gegebenheiten erlebt und die Aussage folglich verifiziert werden könnte (die Verifizierbarkeit der Aussage als solcher also empirisch unmöglich, aber logisch durchaus möglich sei), hätte man im Falle des wirkungslosen Kerns die Situation vor sich, dass die Möglichkeit einer Verifikation von vornherein ausgeschlossen sei. Denn: „[D]urch die Behauptung der völligen Wirkungslosigkeit jenes Kerns wird die Entscheidbarkeit durch Unterschiede im Gegebenen *prinzipiell* ausgeschlossen“ (ebd.). Die Behauptung der Existenz des Elektronenkerns stünde (und zwar ohne dass sich dafür eine Rechtfertigung angeben ließe) in Widerspruch zu der uns zugänglichen Welt beobachtbarer Phänomene.

Worauf es Schlick zufolge also letztlich ankommt, ist, dass die Verifikation gegebener Aussagen zumindest logisch möglich sein muss.<sup>14</sup> Aussagen über ‚verborgene‘ Entitäten, von denen angenommen wird, dass sie keinerlei Wirkungen im Bereich des Beobachtbaren hinterlassen, werden als das müßige Werk des spekulativen, in der Tradition der überkommenen Metaphysik noch taumelnden „Hypothesenschmied[s]“ (ebd.) abgewiesen.<sup>15</sup> Dabei ist es interessant zu sehen, dass Schlick die von Albert Einstein im Kontext seiner speziellen Relativitätstheorie vorgenommene Analyse des Begriffs der Gleichzeitigkeit als paradigmatisches Beispiel für die Forderung nach Verifizierbarkeit anführt. Schlick schreibt:

---

<sup>14</sup>In dem 1936 in *The Philosophical Review* erschienenen Aufsatz „Meaning and Verification“ fasst Schlick die Differenzierung zwischen logischer und empirischer Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit der Verifikation in sehr konziser Weise (und in Reaktion auf vorangegangene Einwände seitens C. I. Lewis') wie folgt: „[T]he possibility of verification which is relevant to meaning cannot be of the empirical sort; it cannot be established *post festum*. [...] The empirical circumstances are all-important when you want to know if a proposition is *true* (which is the concern of the scientist), but they can have no influence on the *meaning* of the proposition (which is the concern of the philosopher). [...] It must be emphasized that when we speak of verifiability we mean *logical* possibility of verification, and nothing but this“ (Schlick 2008, S. 722 f.).

<sup>15</sup>Was durchaus auch mit den Vorgaben des *gegenwärtigen* wissenschaftlichen (sich ebenfalls von spekulativer Metaphysik abgrenzenden) Realismus verträglich ist. Denn auch der wissenschaftliche Realist von heute würde den abduktiven Schluss auf theoretische („unbeobachtbare“) Entitäten von bestimmten Gegebenheiten auf der Beobachtungsebene abhängig machen (so z. B. im Falle der Elektronen von bestimmten beobachtbaren Ionisationsspuren auf dem Bildschirm einer Wilsonschen Nebelkammer). Auf das somit in Anschlag gebrachte Kriterium der *kausalen Wirk-samkeit* wird im Schlusskapitel dieser Studie noch ausführlich einzugehen sein.

Einstein sagte den Physikern (und den Philosophen): ihr müßt zuerst angeben, was ihr mit Gleichzeitigkeit *meint*, und das könnt ihr nur dadurch angeben, daß ihr zeigt, wie die Aussage „zwei Ereignisse sind gleichzeitig“ verifiziert wird. Damit habt ihr dann auch den Sinn *restlos* und zur Gänze festgelegt (2008, S. 334).<sup>16</sup>

Und Schlick fügt hinzu:

Was für den Gleichzeitigkeitsbegriff recht ist, ist für jeden andern Begriff billig; jede Aussage hat nur Sinn, sofern sie sich verifizieren läßt, sie *besagt* nur das, was verifiziert wird und schlechterdings *nichts* darüber hinaus (ebd., S. 334 f.).

Legt man sich nun die Frage vor, wie bei der Verifikation der Aussage „Zwei Ereignisse sind gleichzeitig“ verfahren werden muss, so läuft die Beantwortung dieser Frage auf eine Überprüfung mittels Messgeräten (Uhren) hinaus: Die Entscheidung über die Wahrheit oder Falschheit der Behauptung der Gleichzeitigkeit hängt ab vom Auftreten oder Nichtauftreten bestimmter anderer physikalischer Ereignisse, etwa dem Zusammenfallen einer Zeigerspitze mit einem Skalenpunkt auf einer Uhr. Und dies, so Schlick, bedeutet nichts anderes, als dass bestimmte – in diesem Fall sich optisch dokumentierende – ‚Wahrnehmungskoinzidenzen‘ oder, weniger technisch gesprochen, *Sinnesempfindungen* eintreten.<sup>17</sup> Kurz, der verifizierbare Gehalt empirisch-wissenschaftlicher Begriffe erschöpft sich in ihrem im Kontext der Durchführung von Messungen ergebenden Bezug zum sinnlich wahrnehmbar Gegebenen.<sup>18</sup>

Nun könnte man, so Schlick in einem nächsten Schritt, den Einwand erheben, dass physikalische Aussagen durchaus *mehr* an Sinn enthalten, als sich *de*

<sup>16</sup>Ganz ähnlich äußert sich Schlick in diesem Zusammenhang auch in „Meaning and Verification“; vgl. Schlick (2008, S. 714). Eine einschlägige, die Darstellung Schlicks sehr gut belegende Äußerung Einsteins findet sich beispielsweise in Einstein (1916, S. 102).

<sup>17</sup>Das Konzept der ‚Wahrnehmungskoinzidenzen‘ findet sich bereits beim frühen Schlick. Siehe dazu ausführlich Neuber (2012b, S. 93 ff.) sowie Howard (1999) und Glassner (2009).

<sup>18</sup>Es ist in diesem Kontext nicht weiter überraschend, dass Schlick sich in einer (1929 in der Zeitschrift *Die Naturwissenschaften* erschienenen) Rezension zu Percy W. Bridgmans *The Logic of Modern Physics* (1927) sehr wohlwollend über dessen wissenschaftstheoretischen ‚Operationalismus‘ äußert. Dabei ist es Schlick wichtig, die von Bridgman vertretene, den Vollzug von Messungen und Experimenten fokussierende Form des Empirismus vom traditionellen (überkommenen) Empirismus abzugrenzen: „In der Tat bekommen die Begriffe nur durch die Handlungen des Experimentators einen Sinn und hören auf, eine Bedeutung zu haben, wenn man sie von allen Versuchen und Beobachtungen losgelöst zu betrachten sucht. Dieser Gedanke ist uns ja in der modernen Physik geläufig; sie hat den alten Satz des Empirismus, daß Begriffe nur insofern eine Bedeutung haben, als sie in der Erfahrung aufgewiesen werden können, längst dahin spezialisiert, daß ihnen die Bedeutung durch den Akt des *Messens* verliehen wird“ (Schlick 2008, S. 187 f.). Es scheint sich mir hier eine interessante Parallele zu entsprechenden Auffassungen Ian Hacking (vgl. Hacking 1983) aufzutun. Überdies ist anzumerken, dass die in obigem Zitat zu findende Engführung von Bedeutung einerseits und Messung und Experiment auf der anderen Seite in bestimmten, sich stark an kantianischen Vorgaben orientierenden Rekonstruktionen des logischen Empirismus (wie etwa derjenigen in Friedman 1999, aber auch derjenigen in Mormann 2007) so gut wie ausgeblendet bleibt. Dies wiederum führt m. E. zu einer, zumindest was Schlick betrifft, historiografisch fragwürdigen Überbetonung der Rolle des Theoretischen im logischen Empirismus.

*facto* verifizieren lässt. So bedeute etwa der Umstand, dass der Zeiger an einem bestimmten Punkt der Skala stehe, mehr als nur das Vorhandensein gewisser Sinnesempfindungen. Er bedeute, so die Quintessenz des Einwands, „das Vorhandensein eines Tatbestandes in der Außenwelt“ (S. 335). Hätte der frühe Schlick diesem Einwand auf ganzer Linie zugestimmt (siehe dazu ausführlich Neuber 2012b, S. 114 ff.), so tut der Wiener Schlick ihn nun als die bloße Spekulation der ‚metaphysischen Physiker‘ ab.<sup>19</sup> Die Bestreitung der *Identität* von Sinn und Verifikation, so Schlick, „findet sich bei Physikern nur dort, wo sie den eigentlichen Bereich physikalischer Sätze verlassen und zu philosophieren beginnen“ (Schlick 2008, S. 336). Andererseits räumt Schlick bereitwillig ein, dass es so etwas wie eine ‚absolute‘ Verifikation im Bereich der Wissenschaft nicht geben kann. Denn es sei ja „allgemein anerkannt, daß auch die sichersten Sätze der Wissenschaft immer nur als Hypothesen anzusehen sind, die für weitere Präzisierung und Verbesserung offen bleiben“ (S. 337). Es ist also nicht ein einzelner Akt der Verifikation, der den Sinn einer Aussage festzulegen gestattet, sondern *die unter einer Vielzahl von Umständen immer wieder eintretenden Gegebenheiten derselben Art*, die zu einer solchen Sinnfestlegung berechtigen. Schlick wörtlich:

Sind die Umstände x gegeben, so treten die Gegebenheiten y auf, wo für x unbestimmt viele Umstände eingesetzt werden können und der Satz jedes Mal richtig bleibt [...] (S. 337 f.).

Wir haben es also mit einer *Invarianzbedingung* im Kontext der Verifikation von Aussagen zu tun: Das, was unter mehrfach variierten Umständen unverändert bleibt, kann als verifizierter Gehalt der jeweils geprüften Aussage betrachtet werden.<sup>20</sup> Und das, was die verschiedenen Akte der Verifikation in regelhafter Weise miteinander verbindet – und somit auch Vorhersagen abzuleiten gestattet –, sind die (von Schlick, wie schon gesehen, rein instrumentell gedeuteten) Naturgesetze. Was Schlick aus all dem folgert, ist, dass ein radikaler, sich auf die Verbindlichkeit von ‚Einzelfall-Verifikationen‘ verpflichtender Positivismus nicht aufrecht erhalten werden kann. Der Sinn jeder physikalischen Aussage, so Schlick, liege stets „in einer endlosen Verkettung von Gegebenheiten; das einzelne Gegebene als solches ist dabei uninteressant“ (S. 338). Und Schlick fährt fort:

Sollte daher ein Positivist jemals gesagt haben, daß die einzigen Gegenstände der Wissenschaft überhaupt die gegebenen Erlebnisse selbst seien, so hat er gewiß vollkommen unrecht; was jeder Forscher einzig und allein sucht, sind vielmehr die Regeln, die den Zusammenhang der Erlebnisse beherrschen und nach denen sie sich voraussagen lassen.

<sup>19</sup>An dieser Stelle endet denn auch die in der vorangegangenen Fußnote angedeutete Parallelisierbarkeit mit den Auffassungen Hackings. Denn dieser würde, was die Außenwelt-Problematik betrifft, sich ganz klar auf die Seite des *frühen* Schlick schlagen.

<sup>20</sup>In seiner Rezension des Buches von Bridgman formuliert Schlick diese Invarianzbedingung ganz explizit, und zwar auf Grundlage des Begriffs der ‚experimentellen Operation‘, wie folgt: „[W]enn es auch wahr ist, daß ein physikalischer Begriff allein durch experimentelle Operationen bestimmt wird, so besteht sein Sinn doch nicht in diesen Operationen selbst, sondern in gewissen Invarianten an den Operationen“ (Schlick 2008, S. 189).

Daß die einzige Verifikation der Naturgesetze darin liegt, daß sie richtige Voraussagen dieser Art liefern, wird von niemand bestritten. Der oft gehörte Einwand, daß das unmittelbar Gegebene, das doch höchstens Gegenstand der Psychologie sein könne, nun fälschlich zum Gegenstand der Physik gemacht werden solle, wird dadurch entkräftet (ebd.).

Etwas plakativ gesprochen, ist es also so, dass Schlick sich an dieser Stelle gegen den – von Wilfrid Sellars gut zwei Jahrzehnte später so genannten (und auch kritisierten) – ‚Mythos des Gegebenen‘ wendet. Dass er sich mit dem „oft gehörte[n] Einwand“, den er hier entkräften zu können meint, auf Max Planck bezieht, erscheint dabei mehr als naheliegend.<sup>21</sup>

Doch kommen wir noch einmal zurück auf die von Schlick vertretene Ansicht, beim Verifikationismus handle es sich nicht um eine Theorie! Es ist in diesem Zusammenhang unumgänglich, einen weiteren Beitrag Schlicks aus den 1930er Jahren heranzuziehen. In dem 1934 in Band 4 der Zeitschrift *Erkenntnis* abgedruckten Aufsatz „Über das Fundament der Erkenntnis“ unternimmt Schlick nämlich noch einmal den Versuch einer begrifflichen Präzisierung seiner Position. Die entscheidende Rolle spielen dabei zwei Konzepte: das der Gewissheit und das der Konstatierung.

Was zunächst das Konzept der Gewissheit betrifft, so beginnt Schlick den 1934er Aufsatz mit der Diagnose, dass alle „großen Versuche der Begründung einer Theorie der Erkenntnis“ (2008, S. 487) der „Frage nach der Sicherheit menschlichen Wissens“ (ebd.) und diese Frage wiederum „dem Wunsche nach absoluter Gewißheit der Erkenntnis“ (ebd.) entspringe. Dabei muss man sehen, dass Schlick sich mit dem 1934er Aufsatz in die – bereits seit 1931 im Gange befindliche – *Protokollsatzdebatte* einbringt.<sup>22</sup> Wie man weiß, stand Schlick in dieser Debatte gemeinsam mit Friedrich Waismann und Edgar Zilsel auf dem sog. rechten Flügel des Wiener Kreises, während Carnap und Neurath auf der sog. linken Seite standen.<sup>23</sup> Ohne hier auf die zahlreichen Teilaspekte und Verzweigungen

<sup>21</sup>So schreibt Planck bereits in seiner Polemik gegen Mach, dass es für den Positivisten „keine andere Realität als die eigenen Empfindungen“ (Planck 1949, S. 47) gebe. Zu Sellars' Kritik am ‚Mythos des Gegebenen‘ vgl. Sellars (1956).

<sup>22</sup>Siehe zur Protokollsatzdebatte ausführlich das Standardwerk von Uebel (2007).

<sup>23</sup>Dass diese dem politischen Jargon entnommenen ‚Richtungszuweisungen‘ nicht ganz an den Haaren herbeigezogen sind, bezeugen etliche Briefstellen, in welchen der dem liberalen Großbürgertum entstammende (und sich wohl nach wie vor auch zugehörig fühlende) Schlick vor allem seine bis tief ins Persönliche reichende Antipathie gegenüber dem sich offen zum Austromarxismus bekennenden Neurath äußerst offensiv zum Ausdruck bringt. So heißt es etwa in einem auf den 4. November 1933 datierten Brief an David Rynin: „I am not going to have any meetings of the ‚Wiener Kreis‘ this winter. Some of our old members have grown too dogmatic and might discredit the whole movement; so I am trying to form a new circle out of younger men who are still free from prejudices.“ In einem auf den 11. Januar 1935 datierten Brief an Louis Rougier geht Schlick dann so weit, Neurath ganz offen (und, wie man sagen muss, sehr unfair) wie folgt anzuprangern: „Es tut mir leid, dass Neurath sich durch seine Gegnerschaft dazu hat hinreissen lassen, so viel Unrichtiges und Dogmatisches zu schreiben. [...] N's Schreib- oder Denkweise erinnert schon ein wenig an die Haltung der Philosophen in USSR und im Dritten Reich.“ Abgesehen davon, dass die Gleichsetzung von Sowjetunion und sog. Drittem Reich das Letztere verharmlost, kann man Neurath alles Mögliche vorwerfen, nur eben nicht die Nähe zum Dogmatismus. Dazu war Neurath dann letztlich viel zu sehr der Schöpfer des nach ihm benannten Bootes...

dieser Debatte eingehen zu können (siehe dazu neben Uebel 2007 v. a. auch die Beiträge in Haller 1982), ist es – vor allem vor dem Hintergrund der Frage nach dem Zusammenhang von Realismus und Empirismus – doch wichtig, verständlich zu machen, warum sich Schlick in dem 1934er Aufsatz ausgerechnet dem Problem der ‚absoluten Gewissheit‘ widmet.<sup>24</sup> Wie Delphine Chapuis-Schmitz sehr zutreffend hervorgehoben hat, handelt es sich beim Gewissheitsproblem, philosophiehistorisch gesehen, um ein Problem mit einer langen Geschichte, welches im Zuge des sog. linguistic turn eine bedeutsame Veränderung erfährt. Chapuis-Schmitz schreibt:

L'idée selon laquelle l'expérience constituerait une base certain pour la connaissance s'inscrit dans une longue tradition philosophique, que l'on peut faire remonter aussi bien à l'empirisme classique qu'au cartésianisme: dans ces deux courants de pensée, on trouve en effet l'idée selon laquelle la connaissance qui dérive directement de l'expérience [...] a un statut absolument certain. Avec le tournant linguistique, la problématique traditionnelle du fondement se voit modifiée: ce n'est plus un certain type d'expérience qui est censé constituer le fondement de la connaissance, mais un certain type de propositions (2010, S. 161).

Unter den Repräsentanten des Wiener Kreises war Schlick mit Sicherheit derjenige, der sich am entschiedensten für eine Lösung der Frage nach dem gewissheitsgarantierenden Fundament eines bestimmten Typs von Aussagen stark machte.

Um welchen Typ von Aussagen handelte es sich? Wie man sich denken kann, um die den Wiener Kreis so offenkundig in zwei Lager spaltenden *Protokollsätze*. Will man beide Lager mit programmatisch einschlägigen Bezeichnungen benennen, so handelte es sich bei der Protokollsatzdebatte um die Auseinandersetzung zwischen ‚Fundamentalismus‘ auf der einen Seite und ‚Kohärentismus‘ auf der anderen (so auch die Einteilung bei Hempel 1982, S. 1; Hilpinen 1982, S. 63; Oberdan 1996, S. 269; zur Unterscheidung zwischen beiden Positionen im Allgemeinen vgl. Sosa 1980). Während Schlick für den Fundamentalismus argumentierte, standen Carnap und insbesondere Neurath für den Kohärentismus ein. Dabei war es zunächst die sich um das Programm des Physikalismus drehende Auseinandersetzung zwischen Carnap und Neurath, die im Zentrum der Debatte stand (siehe dazu im Detail Uebel 2007, Kap. 7). War Carnap in dem Aufsatz „Die

---

<sup>24</sup>Zum unmittelbaren Entstehungshintergrund des Aufsatzes äußert sich Schlick in einem am 16. April 1935 datierten Brief an Carnap wie folgt: „Man muss bedenken, dass ich das MS [Manuskript; M. N.] auf einem Balkon in Amalfi schrieb, wie es mir gerade in den Sinn kam, dass ich auf strenge Formulierungen kein Gewicht legte, und dass mein persönliches Motiv die Reaktion gegen einen höchst versteckten Rationalismus war, von dem, wie ich auch heute noch glaube, die Protokollsatz-Diskussion angekränkt ist.“ Wie sich gleich zeigen wird, hängt der von Schlick hier erwähnte „höchst versteckte Rationalismus“ vor allem mit einer bestimmten, kohärentistischen Auffassung von Wahrheit und Erkenntnis zusammen, wie er sie vor allem in den Schriften Neuraths anzutreffen glaubte.



physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft“ noch davon ausgegangen, dass es sich bei Protokollsätzen um Sätze handelt, die sich unmittelbar auf Beobachtbares beziehen und die daher nicht durch irgendwelche anderen Sätze gestützt werden müssen (vgl. Carnap 1932b, insbes. S. 437 f.), so näherte er sich im Laufe der weiteren Diskussion dem Standpunkt Neuraths an. Nach Neurath haben Protokollsätze *keinen* privilegierten Status – sie sind genauso fallibel wie andere Sätze der Wissenschaft, z. B. allgemeine Hypothesen, auch. Wie Neurath in dem Aufsatz „Protokollsätze“ darlegt, unterscheiden sich diese von anderen Sätzen nicht etwa durch ihren epistemischen Status, sondern lediglich aufgrund ihrer Form (vgl. Neurath 1932, S. 207). Es ist denn auch in eben diesem Aufsatz, in welchem Neurath seine berühmte ‚Schiffsmetapher‘ zum Einsatz bringt (vgl. ebd. S. 206), nach welcher die Wissenschaft einem Schiff zu vergleichen ist, das ständig auf offener See umgebaut werden muss, ohne dass die Möglichkeit besteht, das Schiff in einem Trockendock zu zerlegen und aus neuen und robusten Teilen wieder zusammenzubauen. Ebenso gebe es in der Wissenschaft kein Fundament, auf welches sich Hypothesen und andere allgemeine Sätze in sicherer Form zurückführen ließen.<sup>25</sup>

Man kann die Position Neuraths (und Carnaps) insofern als ‚Kohärentismus‘ charakterisieren, als es ihr zufolge – ganz im Sinne der Schiffsmetapher – nicht darum geht, die Wissenschaft auf ein sicheres epistemisches Fundament zu stellen, sondern vielmehr darum, die verschiedenen Sätze der verschiedenen Wissenschaften in einen möglichst einheitlichen und widerspruchsfreien Zusammenhang zu bringen. Es geht also, verkürzt gesagt, darum, dass die allgemeinen theoretischen Sätze der Wissenschaft mit den singulären Protokollsätzen der Wissenschaft in möglichst hohem Maße kohärieren, ohne dass der Anspruch erhoben wird, dass Protokollsätze als infallibles und somit ‚sicheres‘ Gewissheitsfundament fungieren. Es ist genau diese – wie man sie auch nennen kann: ‚holistische‘ – Position, die Schlick zugunsten des (epistemischen) Fundamentalismus ablehnt. Orientiert man sich an der von Wilfrid Sellars vorgenommenen Begriffsbestimmung (vgl. Sellars 1956, § 32), dann handelt es sich beim epistemischen Fundamentalismus um die Annahme eines Geflechts von Überzeugungen derart, dass

---

<sup>25</sup>Anders gesagt ist Neurath also der Ansicht, dass es keinen absoluten Endpunkt der Rechtfertigung von allgemeinen Sätzen geben kann. Auch ein, wie Neurath es nennt, „vollständiger“ Protokollsatz der Gestalt „Ottos Protokoll um 3 Uhr 17 Minuten: [Ottos Sprechdenken war um 3 Uhr 16 Minuten: (Im Zimmer war um 3 Uhr 15 Minuten ein von Otto wahrgenommener Tisch)]“ ist sonach nicht vor Revision gefeit. Daher Neuraths Urteil: „Das Schicksal gestrichen zu werden, kann auch einem Protokollsatz widerfahren. Es gibt für keinen Satz ein ‚Noli me tangere‘, wie es Carnap für die Protokollsätze statuiert“ (1932, S. 208). Carnap selbst hat diesen Einwand, wie hier nur angedeutet kann, um- und weitgehend akzeptiert. Siehe Carnap (1932c) sowie die Ausführungen in Uebel (2007, insbes. S. 246 ff.).



1. jede dieser Überzeugungen auf nicht-inferenziellem Wege erlangt wurde;
2. diese Überzeugungen keine anderen (speziellen oder allgemeinen) Überzeugungen voraussetzen;
3. diese nicht-inferenziell erlangten und von keinen anderen Überzeugungen abhängigen Überzeugungen die ultimative – infallible – Überprüfungsinstanz aller faktischen Erkenntnisansprüche bilden.

Sellars selbst lehnt den so gefassten Fundamentalismus ab, da er Annahme 2 nicht teilt (vgl. Sellars 1956, insbes. § 56). Und auch Schlick würde den Fundamentalismus ablehnen, sofern dieser sich auf Protokollsätze bezöge. Denn nach Schlick sind Protokollsätze, da sie rein sprachlich gefasst sind, grundsätzlich fallibel. Eben hierin liegt zugleich der Grund für Schlicks Kritik an den Positionen Carnaps und Neuraths. Deren auf das Sprachgefüge der Wissenschaft bezogener Holismus führe geradewegs zum erkenntnistheoretischen *Relativismus* (vgl. Schlick 2008, S. 492) und somit zu einer Position, die uns nicht zu den Tatsachen hin-, sondern eher von diesen wegführt. Und genau das ist aus der Perspektive Schlicks nicht akzeptabel. Denn:

Der Zweck kann kein anderer sein als der der Wissenschaft selbst, nämlich: eine *wahre* Darstellung der Tatsachen zu liefern. Für uns versteht es sich von selbst, daß das Problem des Fundamentes der Erkenntnis nichts andres ist als die Frage nach dem Kriterium der Wahrheit (S. 494).

Folge man nun der Ansicht Carnaps und insbesondere Neuraths, so lande man bei der *Kohärenz* als dem allgemeinen Kriterium der Wahrheit. Dann aber bestünde kein Unterschied mehr zwischen den Sätzen eines Physikbuches und denen eines Märchenbuches. Denn in dem einen wie dem anderen Fall sei es ohne weiteres möglich, ein Gefüge widerspruchlos miteinander zusammenhängender (kohärierender) Sätze zu konstruieren, wobei von vornherein klar sei, dass die jeweiligen Satzgefüge selbst untereinander unverträglich seien. Darin, so Schlick, zeige sich die „logische Unmöglichkeit“ jeglicher Kohärenztheorie der Wahrheit: „[S]ie gibt überhaupt kein eindeutiges Kriterium der Wahrheit, denn ich kann mit ihr zu beliebig vielen in sich widerspruchsfreien Satzsystemen gelangen, die aber unter sich unverträglich sind“ (S. 499).

Schlick erteilt dem Kohärentismus also eine klare Absage. Doch wie sieht die konkrete *Umsetzung* der Vorgaben des an die Stelle des Kohärentismus treten sollenden Fundamentalismus aus? Hierüber gibt es in der jüngeren Literatur eine grundsätzlich geführte Debatte, auf die im folgenden Abschnitt näher einzugehen sein wird. Vorläufig indes sei das Augenmerk auf die mehr oder weniger unstrittigen, sich aus der unmittelbaren Lektüre des 1934er Aufsatzes ergebenden Aspekte der Schlickschen Position gerichtet.

Zunächst: Worauf Schlick hinaus will, ist die Etablierung eines Standpunkts, der es uns gestattet, Wahrheit mit Gewissheit zusammenzubringen. Schlick fragt nach einem allgemeinen Kriterium der Wahrheit und sucht zugleich nach dem gewissheitsgarantierenden Fundament aller Erkenntnis. Da ihm Kohärenz als allgemeines Kriterium der Wahrheit nicht genügt, ist es eben dieses Fundament der Erkenntnis, welches zu einem alternativen, anti-relativistischen Ansatz führen

soll. Die ausschlaggebende Rolle spielt dabei das Konzept der *Konstatierung*. Hält man sich an den Wortlaut des 1934er Aufsatzes, dann sind Konstatierungen (die Schlick auch synonym als „Fundamental-“ oder „Beobachtungssätze“ bezeichnet) zunächst einmal dadurch charakterisiert, dass sie sich auf „gegenwärtig Wahrgenommenes“ (2008, S. 505) beziehen. Dies tun Protokollsätze zwar auch, aber im Unterschied zu diesen beziehen Konstatierungen sich *unmittelbar* auf das jeweils gegenwärtig Wahrgenommene. Sie sind daher nicht identisch mit Protokollsätzen, sondern liegen sozusagen eine Stufe vor ihnen, indem sie „*Anlaß* zu ihrer Bildung“ (ebd.) geben. Wie Schlick weiterhin darlegt, stellen Konstatierungen den absoluten Endpunkt aller Erkenntnis dar. Sie werden – ganz im Sinne des Fundamentalismus – nicht erschlossen und bilden auch nicht die Grundlage weiterführender Schlüsse. Sie sind, wie Schlick darlegt, „die Vollendung der Verifikation (oder auch Falsifikation)“ (S. 507) und insofern „endgültig“ (S. 508).

Es ist an dieser Stelle nun wichtig zu sehen, dass Schlicks Abgrenzung der Konstatierungen von den Protokollsätzen es ihm ganz offenkundig gestattet, ein tatsächliches Fundament der Erkenntnis in Anschlag zu bringen. Die Protokollsätze als solche haben bei Schlick die gleiche Form wie bei Neurath (oder auch Carnap). Sie lassen sich aufzeichnen und enthalten Angaben über die jeweils wahrnehmende Person, den Zeitpunkt und den Ort sowie die Art des entsprechenden Wahrnehmungserlebnisses selbst. Um Schlicks eigenes Beispiel zu wählen: „M.S. nahm am soundsovielten April 1934 zu der und der Zeit an dem und dem Orte blau wahr“ (S. 513). Sätze wie diese haben, wie Schlick darlegt, den Status von Hypothesen – sie können sich prinzipiell auch als falsch erweisen. Nicht so die Konstatierungen. Diese haben den „Wert der absoluten Geltung“ (S. 512) und sind insofern täuschungsresistent. Dies gilt etwa für die Konstatierung „Hier jetzt blau“, deren entscheidendes Merkmal darin besteht, dass ihr Sinn sich – wie bei allen anderen Konstatierungen auch – nur im Zusammenhang mit *Ostensionen* und somit im Zusammenhang der Tätigkeit des Hinweisens erschließt. Schlick schreibt:

Was die Worte „hier“, „jetzt“, „dies da“ usw. bedeuten, läßt sich nicht durch allgemeine Definitionen in Worten, sondern nur durch eine solche mit Hilfe von Aufweisungen, Gesten angeben. „Dies da“ hat nur Sinn in Verbindung mit einer Gebärde. Um also den Sinn eines solchen Beobachtungssatzes zu verstehen, muß man die Gebärde gleichzeitig ausführen, man muß irgendwie auf die Wirklichkeit hindeuten (S. 511 f.).

Konstatierungen (bzw. „Beobachtungssätze“) bilden für Schlick somit das gesuchte gewissheitsgarantierende Fundament. Es sind eben diese mit konkreten Handlungen (Ostensionen) verknüpften Gebilde, die es uns nach Schlick gestatten, uns auf die außersprachliche (wahrgenommene) Wirklichkeit zu beziehen. In ihrer *Korrespondenz* mit der außersprachlichen Wirklichkeit sieht Schlick zugleich das gesuchte allgemeine Kriterium der Wahrheit. Konstatierungen bilden die in konkreten Gesten des Hinweisens mündenden „absolut festen Punkte“ (S. 509) der Verifikation. Der Verifikationismus als solcher ist dabei nicht als Theorie, sondern

als die jeglicher wissenschaftlicher Theoriebildung vorangehende Beschreibung eben dieser Tätigkeit der Sinnfestlegung zu verstehen.<sup>26</sup>

Die epistemische, den Fundamentalismus nach sich ziehende Sonderstellung von Konstatierungen dokumentiert sich schließlich insbesondere darin, dass die Erfassung ihres Sinns mit der Erfassung ihrer Wahrheit *unmittelbar einhergeht*. Dies wiederum verbindet sie mit analytischen Sätzen wie „Es regnet oder es regnet nicht“. In Schlicks eigenen Worten:

[D]en Sinn einer „Konstatierung“ kann ich nur dann und nur dadurch verstehen, daß ich sie mit den Tatsachen vergleiche, also jenen Prozeß ausführe, der bei allen synthetischen Sätzen für die Verifikation erforderlich ist. Während aber bei allen anderen synthetischen Aussagen die Feststellung des Sinnes und die Feststellung der Wahrheit getrennte, wohl unterscheidbare Prozesse sind, fallen sie bei den Beobachtungssätzen zusammen, ganz wie bei den analytischen Urteilen. So verschieden also auch die „Konstatierungen“ von den analytischen Sätzen sind: gemeinsam ist ihnen, daß bei beiden der Vorgang des Verstehens zugleich der Vorgang der Verifikation ist; mit dem Sinn erfasse ich zugleich die Wahrheit. Bei einer Konstatierung hätte es ebensowenig Sinn zu fragen, ob ich mich vielleicht über ihre Wahrheit täuschen könne wie bei einer Tautologie. Beide gelten absolut. Nur ist der analytische, der tautologische Satz zugleich inhaltsleer, während der Beobachtungssatz uns die Befriedigung echter Wirklichkeitserkenntnis verschafft (S. 512).

Der Fundamentalismus erschließt sich im Falle Schlicks also auf diesem, die epistemische Sonderstellung von Konstatierungen herausarbeitenden Wege. Orientiert man sich an der von Sellars vorgenommenen Begriffsbestimmung (s. o.), dann sind Konstatierungen paradigmatische *Instanzierungen* des Fundamentalismus, da sie

1. auf nicht-inferenziellem Wege erlangt werden (direkter Bezug auf gegenwärtig Wahrgenommenes);
2. von keinen anderen Überzeugungen oder Sätzen abhängig sind (Unmittelbarkeit des Sinnverstehens);

---

<sup>26</sup>Wie Thomas Uebel im Rahmen seiner (ebenso monumentalen wie richtungsweisenden) Studie zur Protokollsatz-Debatte verdeutlicht hat, ist ein wesentliches Charakteristikum von Konstatierungen („affirmations“) darin zu sehen, dass sie *außerhalb* des Systems der Wissenschaftssprache liegen und somit ein Verbindungsglied zur Alltagssprache bilden. Darin zeige sich ein deutlicher Unterschied zu Carnaps formalistischer Auffassung von Sprache als einem Kalkül. Schlick, so Uebel, „insisted that there was more to philosophy than formal philosophy of science and that to understand the epistemological problems of science, one had to understand how the formal language of science related to the language of everyday life. An entirely different conception of language from Carnap’s was brought into play here. [...] Language was not conceived as a formal calculus, but as ‘a living structure that does not take its course in strict, rigid forms’, as he once put it in a lecture [...]. In everyday language one encountered types of statements one did not encounter in the language of science, but far from being irrelevant for science, one of these peculiar types of statements of the everyday language held the key to the problem of the foundations of science. These were the affirmations, present-tense indexical appearance statements that, if uttered sincerely, were infallible. It was these affirmations which, while not standing in deductive relations to the statements of the language of science, answered what Schlick called the psychological issue of motivating belief in the statements of science in the first place and without appeal to which, for Schlick, all concern with the system of scientific statements remained just a formal game“ (Uebel 2007, S. 332).

3. den infalliblen Endpunkt der Verifikation von Hypothesen (und anderer synthetischer Sätze) bilden.

Kurz: Konstatierungen – und nicht etwa Protokollsätze – bilden für Schlick das Fundament der Erkenntnis.

Fassen wir das sich so ergebende epistemische Szenario noch einmal schematisch zusammen: Ankerpunkte der außersprachlichen Wirklichkeit sind nach Schlick die jeweils individuellen Wahrnehmungserlebnisse. Konstatierungen beziehen sich unmittelbar auf diese Wahrnehmungserlebnisse und veranlassen die Bildung von Protokollsätzen, die, anders als die Konstatierungen selbst, fallibel sind. Auf der Grundlage von Protokollsätzen lassen sich wiederum Naturgesetze ableiten, die keinen über das in der Wahrnehmung Gegebene hinausgehenden deskriptiven Gehalt aufweisen, sondern lediglich der einheitlichen Zusammenfassung und Vorhersage singulärer beobachtbarer Ereignisse dienen.

## Empirischer Realismus als „konsequenter Empirismus“?

Nach diesen, zugegebenermaßen sehr komplexen, Darlegungen zum Zusammenhang von Verifikationsprinzip und Fundamentalismus ist es an der Zeit, den Bezug zur Realismusfrage wiederherzustellen. Es ist (zu Beginn des vorangegangenen Abschnitts) ja darauf hingewiesen worden, dass Schlick die Realismus- über die Sinn- und Gewissheitsfrage zu klären versucht. Nun hat sich im weiteren Verlauf gezeigt, dass Konstatierungen die für Schlick im Zusammenhang mit der Sinn- und Gewissheitsfrage entscheidende Rolle spielen. Auf der Grundlage von Konstatierungen gelangen wir nach Schlick zu einer robusten (anti-relativistischen) Konzeption des empirischen Gehalts von Aussagen. Doch wie soll sich daraus eine haltbare Form des Realismus ableiten lassen? Es ist dies die Frage, die es nun noch abschließend zu klären gilt.

Gehen wir zunächst noch einmal zurück zu dem 1932er Aufsatz „Positivismus und Realismus“! Dort widmet sich Schlick (in Abschn. III) ganz explizit der Frage „Was heißt ‚Realität‘?“. Wie er im Rekurs auf Kant verdeutlicht, hat der Satz ‚x ist wirklich‘ einen anderen logischen Status als beispielsweise der Satz ‚x ist hart‘ (vgl. Schlick 2008, S. 343). Während im zweiten Satz einem Gegenstand eine Eigenschaft zugeschrieben wird, ist dies beim ersten Satz nicht der Fall, da man seit Kant ja weiß, dass Existenz kein Prädikat ist.<sup>27</sup> Aber was ist Existenz dann? Oder anders gefragt: Was meinen wir, wenn wir behaupten, etwas sei wirklich? Bemerkenswerterweise orientiert sich Schlick auch hier an Kant, wenn er schreibt:

---

<sup>27</sup>So schreibt Kant in der *Kritik der reinen Vernunft*: „Sein ist offenbar kein reales Prädikat, d. i. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne. [...] Im logischen Gebrauche ist es lediglich die Copula eines Urteils. Der Satz: *Gott ist allmächtig*, enthält zwei Begriffe, die ihre Objekt haben: Gott und Allmacht; das Wörtchen: *ist*, ist nicht noch ein Prädikat obenein, sondern nur das, was das Prädikat *beziehungsweise* aufs Subjekt

Von großer Wichtigkeit ist es festzustellen, daß das Auftreten eines bestimmten einzelnen Erlebnisses bei der Verifikation einer Wirklichkeitsaussage oft nicht als solche anerkannt wird, sondern daß es durchaus auf Regelmäßigkeiten, auf gesetzmäßige Zusammenhänge ankommt; auf diese Weise werden echte Verifikationen von Illusionen und Halluzinationen unterschieden. Wenn wir von irgendeinem Ereignis oder Objekt – das durch eine Beschreibung gekennzeichnet sein muss – aussagen, daß es *wirklich* sei, so heißt dies also, daß ein ganz bestimmter Zusammenhang zwischen Wahrnehmungen oder anderen Erlebnissen besteht, daß unter gewissen Umständen gewisse Gegebenheiten sich zeigen. Hierdurch allein wird es verifiziert, folglich hat es auch nur diesen angebbaren Sinn (ebd., S. 345).

Es ist also wie bei Kant die *Gesetzmäßigkeit der Verknüpfung*, die es gestattet, das Wirkliche vom bloß Illusorischen oder Eingebildeten zu unterscheiden.<sup>28</sup> Eine Aussage über die Wirklichkeit ist für Schlick daher nichts anderes als „Einordnung in einen Wahrnehmungszusammenhang“ (S. 350).

Zur Verdeutlichung seines Standpunkts macht Schlick eine weitere Anleihe bei Kant, indem er unterscheidet zwischen „empirischer“ und „transzendenter“ Wirklichkeit (vgl. ebd.). Wie man weiß, ist für Kant empirisch real all das, was im gesetzmäßigen Zusammenhang raum-zeitlicher Erfahrung steht (vgl. etwa Kant 1787, A 375). Transzendent real hingegen ist für Kant all das, was die Grenze möglicher Erfahrung überschreitet (vgl. etwa Kant 1787, B 352 f.). Schlicks Punkt ist nun, dass es vollkommen unproblematisch ist, von Gegenständen, etwa Bergen, Häusern oder Wolken, anzunehmen, sie seien empirisch real. Im Alltag gehen wir ja tatsächlich so vor, dass wir Aussagen über derlei wahrnehmbare Dinge in einem übergeordneten Erfahrungskontext verorten. Doch Schlick geht an dieser Stelle noch einen Schritt weiter. Denn auch die Gegenstände der Wissenschaft sind, wie er ausführt, im Kantschen Sinne empirisch real. Schlick wörtlich:

[...] Atome und elektrische Felder, oder wovon der Physiker sonst reden mag, sind ja gerade das, woraus Häuser und Bäume nach seiner Lehre bestehen; das eine muß also in demselben Sinne wirklich sein wie das andere. Die Objektivität der Berge und Wolken ist ganz genau

---

Fußnote 27 (Fortsetzung)

setzt. Nehme ich nun das Subjekt (Gott) mit allen seinen Prädikaten (worunter auch die Allmacht gehört) zusammen, und sage: *Gott ist*, so setze ich kein neues Prädikat zum Begriffe von Gott, sondern nur das Subjekt an sich selbst mit allen seinen Prädikaten, und zwar den *Gegenstand* in Beziehung auf meinen *Begriff*. Beide müssen genau einerlei enthalten, und es kann daher zu dem Begriffe, der bloß die Möglichkeit ausdrückt, darum, dass ich dessen Gegenstand als schlechthin gegeben (durch den Ausdruck: er ist) denke, nichts weiter hinzukommen. Und so enthält das Wirkliche nichts mehr als das bloß Mögliche. Hundert wirkliche Taler enthalten nicht das mindeste mehr als hundert mögliche“ (Kant 1787, B 627f.).

<sup>28</sup>In eben diesem Sinne heißt es in der *Kritik der reinen Vernunft*: „Das Postulat, die *Wirklichkeit* der Dinge zu erkennen, fordert *Wahrnehmung*, mithin Empfindung, deren man sich bewußt ist, zwar nicht eben unmittelbar, von dem Gegenstande selbst, dessen Dasein erkannt werden soll, aber doch Zusammenhang desselben mit irgendeiner wirklichen Wahrnehmung, nach den Analogien der Erfahrung, welche alle reale Verknüpfung in einer Erfahrung überhaupt darlegen“ (1787, B 272). Das „Prinzip“ der angeführten „Analogien der Erfahrung“ lautet dementsprechend: „*Erfahrung ist nur durch die Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich*“ (ebd., B 218). Zu den weiteren exegetischen Details vgl. die brillante Rekonstruktion in Guyer (1987, Kap. 8–11).

dieselbe wie die der Protonen und Energien, die letzteren stehen in keinem größeren Gegensatz zur „Subjektivität“ etwa der Gefühle oder der Halluzinationen wie die ersteren. In der Tat überzeugten wir uns längst, daß das Vorhandensein auch der subtilsten vom Naturforscher angenommenen „unsichtbaren“ Dinge prinzipiell auf genau dieselbe Weise verifiziert wird wie die Wirklichkeit eines Baumes oder eines Sternes (Schlick 2008, S. 352).

Dies klingt wie eine klare Vorwegnahme bestimmter epistemischer Kontinuitätsargumente im Sinne des neueren wissenschaftlichen Realismus (vgl. in diesem Zusammenhang etwa Maxwell 1962a; Hacking 1983, Kap. 11; Psillos 1999, S. 211 ff.). Doch hier ist Vorsicht geboten. Denn wir haben wieder genau den Punkt erreicht, an welchem Schlicks Stellung zur Realismusfrage zu oszillieren beginnt. Erneut ist es das Verifikationsprinzip, das zu Fragen Anlass gibt. Darauf wird sogleich zurückzukommen sein.

Zunächst allerdings ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass Schlick mit seiner von Kant übernommenen Konzeption von empirischer Realität ein Mittel an der Hand zu haben glaubt, welches es ihm gestattet, in die im Gange befindlichen Auseinandersetzungen mit den ‚metaphysischen Physikern‘ (Planck, Einstein, Sommerfeld) klärend einzugreifen. Schlick schreibt:

Es ist zur Schlichtung des Realismus-Streites von höchster Wichtigkeit, den Physiker darauf aufmerksam zu machen, daß seine Außenwelt nichts anderes ist als die *Natur*, die uns auch im täglichen Leben umgibt, nicht aber die „transzendente Welt“ der Metaphysiker. Der Unterschied zwischen beiden ist wieder in der Philosophie Kants ganz besonders deutlich. Die Natur und alles, wovon der Physiker reden kann und muß, gehört nach Kant zur empirischen Realität, und was damit gemeint ist, wird [...] von ihm genau so erläutert, wie wir es auch tun mußten (Schlick 2008, S. 352).

Es ist wiederum vor allem die Ansicht Plancks, gegen welche Schlick sich in diesem Zusammenhang wendet. Ohne seinen akademischen Lehrer namentlich zu nennen, spricht Schlick von „manche[n] Naturforscher[n]“ (S. 353), welche, sobald sie anfangen zu philosophieren, es als notwendig erachteten, „die Existenz einer Außenwelt als eine *metaphysische* Hypothese“ (ebd.) anzunehmen und folglich den Wirklichkeitsbegriff im transzendenten Sinne zu verwenden. Und in der Tat: Bei Planck ist explizit von einem „durch die gesunde Vernunft gebotenen Schritt ins Metaphysische“ die Rede, welcher sich in der „Hypothese“ dokumentiere, „daß unsere Erlebnisse nicht selber die physikalische Welt ausmachen, daß sie vielmehr uns nur Kunde geben von einer anderen Welt, die hinter ihnen steht und die unabhängig von uns ist, mit anderen Worten, daß eine reale Welt existiert“ (Planck 1931, S. 13 f). Schlick weist diese Auffassung zurück und zugleich darauf hin, dass es den ‚metaphysischen Physikern‘ darum geht, der transzendenten Außenwelt einen gegenüber der ‚bloß‘ empirischen Wirklichkeit höheren Realitätsgrad zuzuweisen (vgl. Schlick 2008, S. 355).<sup>29</sup> Gegen eine solche

<sup>29</sup>Auch hier dürfte Planck im Hintergrund stehen. Vgl. etwa Planck (1931, S. 14), wo es heißt: „Damit machen wir einen Strich durch das positivistische ‚als ob‘ und legen den sogenannten zweckmäßigen Erfindungen, von denen wir oben einige spezielle Beispiele besprochen haben, einen höheren Grad von Realität bei, als den direkten Beschreibungen der unmittelbaren Sinnes-eindrücke. Dann verschiebt sich die Aufgabe der Physik: sie hat nicht Erlebnisse zu beschreiben, sondern sie hat die reale Außenwelt zu erkennen.“



Hierarchisierung von Wirklichkeitsebenen hatte Schlick schon in seiner frühen *Allgemeinen Erkenntnislehre* argumentiert (vgl. Schlick 2009, S. 550–552). In „Positivismus und Realismus“ bringt er das Verifikationsprinzip in Anschlag, um der Annahme einer gegenüber der empirischen Wirklichkeit ‚realeren‘ und ‚hinter‘ dieser stehenden transzendenten Außenwelt eine Absage zu erteilen. Wendungen wie ‚transzendentes Sein‘ bringen nach Schlick nichts anderes zum Ausdruck als „gewisse Gefühlszustände“ (Schlick 2008, S. 357). Der Sinn des Satzes ‚Es gibt eine transzendente Welt‘ kann, so Schlicks Überzeugung, „auf gar keine Weise offenbar werden, durch keine mündliche oder schriftliche Mitteilung, durch keine Geste, keine Handlung kann er ausgedrückt werden“ (ebd., S. 359). Wäre dies möglich, so Schlick weiter, so läge „ein prüfbarer empirischer Tatbestand vor, es wäre etwas in der Welt *anders*, wenn der Satz ‚es gibt eine transzendente Welt‘ wahr wäre, als wenn er falsch wäre“ (ebd.). Doch eben dies ist nicht der Fall. Fazit:

Von einer andern Welt auch nur zu sprechen, ist logisch unmöglich. Es kann keine Diskussion über sie geben, denn in keinem möglichen Satz kann eine nicht verifizierbare Existenz als Sinn eingehen. Wer dennoch daran glaubt – zu glauben glaubt –, kann nur es schweigend tun. Argumente gibt es nur für etwas, das sich sagen läßt (ebd.).

Die Konsequenzen, die Schlick aus all dem zieht, sind weitreichend. Sie laufen im Wesentlichen darauf hinaus, dem kategorisch zurückgewiesenen Außenwelt-Realismus einen „konsequente[n] Empirismus“ (S. 360) entgegenzustellen. Dieser konsequente Empirismus, den Schlick auch als „logischen Positivismus“ bezeichnet (vgl. ebd.), stimmt mit traditionellen Versionen des Positivismus darin überein, dass er von der Verifikation als dem zentralen Instrument der Angabe des Sinns von Aussagen ausgeht (vgl. ebd.). Allerdings unterscheidet sich dieser konsequente Empirismus vom traditionellen Positivismus darin, dass er physikalische Körper nicht auf bloße Empfindungen reduziert. „Den Gegenstand der Physik“, so Schlick, „bilden *nicht* Empfindungen, sondern Gesetze“ (S. 361). Richtig sei daher nur, dass „Sätze über Körper in sinngleiche Sätze über die Gesetzmäßigkeit des Auftretens von Empfindungen transformierbar sind“ (ebd.). Eine weiter gehende, jenseits der Transformierbarkeit von *Sätzen* erfolgende Reduktion von Körpern auf Empfindungen wird abgewiesen. Daher meint Schlick auch folgern zu können: „Logischer Positivismus und Realismus sind daher keine Gegensätze; wer unser Grundprinzip [d. h. das Verifikationsprinzip; M. N.] anerkennt, muß sogar empirischer Realist sein“ (S. 362).

Nun hatten wir ja im vorigen Kapitel bereits gesehen, dass auch Carnap einen ‚empirischen Realismus‘ für zulässig und, in Anbetracht der Wissenschaftspraxis, für geboten hält. Doch anders als Carnap nimmt Schlick das Verifikationsprinzip in Anspruch, um den empirischen vom Außenwelt-Realismus abzugrenzen. Irritationen kommen dadurch ins Spiel, dass Schlick dieses Prinzip, wie schon gesehen, einmal in einem starken und dann in einem schwachen Sinne interpretiert. Um es noch einmal hervorzuheben: Im starken Sinne handelt es sich beim Verifikationsprinzip um ein Kriterium des *Sinns* bzw. der *Bedeutung* (wissenschaftlicher wie auch alltagssprachlicher) Aussagen. Im schwachen Sinne hingegen ist das



Verifikationsprinzip ein Mittel der empirischen *Überprüfung* wissenschaftlicher Hypothesen. Je nachdem, auf welche Lesart man sich festlegt, gelangt man zu ganz unterschiedlichen Antworten auf die Frage, was es mit dem von Schlick mit dem ‚konsequenten Empirismus‘ (bzw. ‚logischen Positivismus‘) gleichgesetzten empirischen Realismus näher auf sich hat. Will man der Diskussion dieses strittigen Punktes Substanz verleihen, sieht man sich unweigerlich auf das Konzept der Konstatierungen zurückgeworfen.

Hier nun ist es zunächst wichtig, darauf hinzuweisen, dass das Konzept der Konstatierungen, unmittelbar nachdem es von Schlick in die Protokollsatz-Debatte eingebracht worden war, auf breite Ablehnung stieß. So stellte Neurath das von Schlick den Konstatierungen zugeschriebene Attribut der „absoluten Gewissheit“ grundsätzlich infrage (vgl. Neurath 1934, insbes. S. 350 f.). Auch Carnap äußerte, in verschiedenen Briefen zu Beginn des Jahres 1935, sein Unverständnis gegenüber dem Schlickschen Fundamentalismus (siehe dazu Uebel 2007, S. 319, Anm. 42). Besonders konzise in seiner Kritik war Carl Gustav Hempel. Ihm zufolge wechselt Schlick mit seinem auf die Konstatierungen bezogenen korrespondenztheoretischen Ansatz unversehens in die „materielle Sprechweise“ (Hempel 1977, S. 102) und verstrickt sich somit in quasi-metaphysische „Pseudoprobleme“ (ebd.).<sup>30</sup>

Die Linie kritischer Bezugnahmen auf Schlicks Konzept der Konstatierungen setzte sich in der Folgezeit fort. So brachte Israel Scheffler in seinem 1967 publizierten *Science and Subjectivity* den Einwand, dass Schlick mit seiner Kritik an Neuraths Kohärentismus zwar in die richtige Richtung gehe, sich mit seinem Konzept der Konstatierungen dann aber den Weg zu einer angemessenen Sicht des wissenschaftlich-theoretischen Bezugs auf die außersprachliche Wirklichkeit verbaue. Denn indem Schlick die Protokollsätze wie andere Hypothesen auch behandle und gleichzeitig die Konstatierungen aus dem wissenschaftlichen Sprachsystem ausschließe, lasse er, einerseits, den Kohärentismus innerhalb der Wissenschaft am Wirken und beraube, andererseits, die Konstatierungen ihrer wissenschaftlichen Relevanz.<sup>31</sup> Da Schlick die Konstatierungen im Sinne des Fundamentalismus als nicht-inferenziell, also als deduktiv abgekoppelt vom wissenschaftlichen Sprachsystem, betrachtet und ihnen aufgrund ihres indexikalischen Charakters Geltung nur im ‚Hier und Jetzt‘ zukommen lässt (vgl. Schlick 2008,

<sup>30</sup>Ähnlich Neurath, der im selben Zusammenhang von „typische[r] Verdoppelungsmetaphysik“ (1934, S. 362) spricht.

<sup>31</sup>Vgl. Scheffler (1967, S. 108): „We have here, it seems, a clear admission that, within the realm of science, coherence continues to rule, despite the certainty attributed to confirmation statements [Konstatierungen; M. N.]. The latter have in effect been so sharply sundered from the body of science that they can yield it no advantage derived from their own presumed fixity. If reality alone provides no fixed control over scientific systems, the postulation of intermediate confirmation statements thus accomplishes nothing in the way of achieving such control.“

S. 512 f.), sind sie für den – in mehr oder weniger starkem Maße ‚theoriegeleiteten‘ – Überprüfungszusammenhang der Wissenschaft nach Scheffler letztlich unbrauchbar.<sup>32</sup>

Ich halte Schefflers Argumentation für in hohem Maße überzeugend. Allerdings sollte man sich überlegen, woran es liegt, dass Schlicks Konzept der Konstatierungen die Formulierung einer zufriedenstellenden Form des empirischen Realismus letztlich verhindert. Eine ganz wesentliche Verwirrung kommt auf alle Fälle dadurch ins Spiel, dass nicht einmal klar ist, ob es sich bei Konstatierungen um *sprachliche Gebilde* handelt oder nicht (so auch Hempel 1982, S. 5 f.). Wie gesehen, spricht Schlick im Zusammenhang mit Konstatierungen auch alternativ von „Fundamental“- bzw. „Beobachtungssätzen“. Dies spricht klar für ihre Deutung als sprachliche Gebilde. Andererseits weist Schlick den Konstatierungen eine *kausale Rolle* zu: sie geben, wie dargelegt, Anlass zur Bildung von Protokollsätzen. Doch inwiefern unterscheiden sie sich dann noch von Wahrnehmungserlebnissen? Hierauf gibt es bei Schlick keine zuverlässige Antwort. Zwar behauptet er, die Konstatierungen würden mit den Wahrnehmungserlebnissen ‚korrespondieren‘. Aber wie das möglich sein soll, wird nicht erklärt. Korrespondieren könnten sie mit den Wahrnehmungserlebnissen ja letztlich nur, wenn sie – als sprachlich gefasste Gebilde – sich in ihrem Bezug auf die Wahrnehmungserlebnisse als wahr oder falsch erweisen könnten. Doch eben dies scheint gar nicht möglich zu sein. Denn: „Eine echte Konstatierung kann nicht aufgeschrieben werden, denn sowie ich die hinweisenden Worte ‚hier‘, ‚jetzt‘ aufzeichne, verlieren sie ihren Sinn“ (Schlick 2008, S. 513). Aber wie soll man dann ihre Korrespondenz mit den Wahrnehmungserlebnissen feststellen können? Sobald man dies ‚im Nachhinein‘ tut, hat man schon einen Protokollsatz formuliert und den – epistemologisch intendierten – Bereich der Gewissheit verlassen.<sup>33</sup>

Ein möglicher Ausweg aus dieser Situation besteht darin, Konstatierungen von vornherein sprachlich zu fassen, sie in ihrer Bedeutungsdimension aber sozusagen zu privatisieren. Dies ist die Option, welche Keith Lehrer in seiner Gegenüberstellung der Positionen Schlicks und Neuraths diskutiert. Wie Lehrer darlegt, führt uns

---

<sup>32</sup>Vgl. Scheffler (1967, S. 109 f.): „In short, if the door closed by a given confirmation statement is indeed immediately reopened, this statement can constitute no absolute end; if, on the other hand, the door remains shut, the statement clearly has a logical bearing, in fact, an unwarranted logical bearing, upon subsequent investigation. Confirmation statements, it seems, cannot bring testing processes to absolute completion without qualifying further inquiry in a manner precluded by their momentary duration. However, unless they do bring such processes to absolute completion, they have, on Schlick’s account, no function at all in the economy of science. The conclusion that Schlick’s account of these statements is self-contradictory seems inescapable.“

<sup>33</sup>Ähnlich Hilpinen (1982, S. 77): „[...] Schlick’s observation propositions [Konstatierungen; M. N.] are (from the epistemological point of view) almost indistinguishable from perceptual experiences. When a person responds to perceptual experience by accepting a certain protocol-statement, and the statement turns out to be false, the mistake is not due to an inference from a

die Ansicht Schlicks zu einer „doctrine of private meaning“ (Lehrer 1982, S. 53). Das, was Konstatierungen als empirischen Gehalt umfassen, sind demnach private, intersubjektiv nicht zugängliche Instantanerlebnisse. Die Unmittelbarkeit und Je-Eigenheit dieser Erlebnisse würde dann auch erklären, warum bei Konstatierungen (wie bei analytischen Sätzen auch) nach Schlick die Erfassung des Sinns mit der Erfassung der Wahrheit unmittelbar einhergeht. Doch hier, so Lehrer, liegt ein gravierender Fehler vor: Schlick übersehe, dass es einen Unterschied gibt zwischen der Bedeutung eines Satzes wie etwa „Hier jetzt blau“ und dem tatsächlichen Wahrnehmungserlebnis selbst (hier: einer konkreten Blauwahrnehmung). Lehrers eigenes Beispiel ist das des Schmerzes:

Let us take the sentence „I am in pain“. This sentence means that I am in pain. It does not, however, mean the pain that I experience. The pain that is here now is not the meaning of the sentence even though the sentence means that there is pain here now. This was, I think, overlooked by Schlick. But the error is an extremely popular one. That the pain that is here now is not the same thing as the meaning of the sentence, to wit, that there is pain here now, is simply a consequence of the fact that it is perfectly possible that this sentence, or some other sentence, should *mean* that there is pain here now even though such a pain does not exist (Lehrer 1982, S. 53 f.).

In anderen Worten: Privatheit lässt sich in Bezug auf Wahrnehmungserlebnisse, nicht aber in Bezug auf Bedeutungen postulieren. So auch im Falle von „Hier jetzt blau“: Fasst man dieses Gebilde als Satz, dann *bedeutet* dieser Satz, dass hier jetzt Blau ist, auch wenn das entsprechende Wahrnehmungssubjekt eigentlich etwa anderes, z. B. Grün wahrnimmt. Dieses Wahrnehmungserlebnis ist in der Tat privat; doch sobald man es versprachlicht, wird alles wieder öffentlich und somit auch fallibel.<sup>34</sup>

Man kommt also nur schwerlich umhin, sich der – von Donald Davidson vertretenen – Ansicht anzuschließen, dass Schlicks Konzept der Konstatierungen „ends in obscurity“ (Davidson 1982, S. 478 f.). Andererseits hat es in jüngerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, den Ansatz Schlicks zu ‚retten‘. Zu erwähnen sind in

---

Fußnote 33 (Fortsetzung)

false premise (i.e., a false observation proposition), but should rather be regarded as an erroneous conceptualization of the given perceptual situation.“ In dieselbe Richtung geht Holdcroft (1983, S. 61 f.): „[O]ne might wonder whether it might not have been better to conceptualize what he [Schlick; M. N.] calls ‘affirmations’ [Konstatierungen; M. N.] not as a peculiar class of propositions. It is difficult to see what would have been lost if he had said that sets of hypotheses lead to predictions which are tested by the occurrence of experiences which, *qua* dated events are not repeatable, are not true or false, contain no universals, and are distinct from the propositions they verify.“

<sup>34</sup>So denn auch die Konklusion bei Lehrer: „When I experience pain here now, there is a sense in which I can be said to know what I feel, namely, the felt sensation. However, when I attempt to conceive or to describe the sensation, when I attempt to represent even to myself what I feel, there is a perfectly good sense in which I may be in error. The sensation, what I feel, may not be the sort of sensation that I conceive it to be“ (Lehrer 1982, S. 53 f.).

diesem Zusammenhang vor allem die (teils aufeinander bezogenen) Beiträge Thomas Uebels und Thomas Oberdans. Ohne hier auf alle Einzelheiten eingehen zu können, seien die wichtigsten Punkte der von Uebel und Oberdan vorgebrachten Überlegungen doch zumindest kurz umrissen. Zunächst zu Uebel: Seine These lautet, dass *keiner* der an der Protokollsatz-Debatte beteiligten Hauptprotagonisten, also auch nicht Schlick, einen Fundamentalismus im herkömmlichen Sinne vertrat (vgl. Uebel 1996b, S. 416). Was speziell den Ansatz Schlicks betrifft, so haben Konstatierungen bei ihm, wie Uebel meint, die Aufgabe, die Korrespondenz zwischen Theorie und Wirklichkeit, und somit das, was sich – mit Wittgenstein gesprochen – nicht ‚sagen‘, sondern nur ‚zeigen‘ lässt, zu garantieren. So verstanden, handelt es sich aber überhaupt nicht um die Frage nach einem erkenntnistheoretischen Fundament, sondern vielmehr um die Behauptung einer *semantischen Relation*. Daher ist es laut Uebel angemessen, Konstatierungen als „meaning-theoretical foundations“ (ebd., S. 422; Hervorh. M. N.) zu bezeichnen. Sie stehen voll und ganz im Kontext der von Wittgenstein im *Tractatus* entworfenen Konzeption des Sprache-Wirklichkeit-Bezugs, nach welcher immer nur die strukturellen (formalen) Bedeutungsaspekte kommunizierbar sind, nicht aber die jeweils konkreten Gehalte (siehe dazu auch Schlick 1986, S. 190 ff.). Letztere bilden zwar die Grundlage jeglicher Verifikation, entziehen sich aber der Kommunizierbarkeit und fallen somit in den Bereich der von Schlick im „Wende“-Aufsatz in das Zentrum der Philosophie gerückten „sinngebenden Akte“ (Schlick 2008, S. 221). Die Deutung Schlicks als eines erkenntnistheoretischen Fundamentalisten sei sonach „by no means obligatory“ (Uebel 1996b, S. 423). Diese Sicht nun hält auf der anderen Seite Oberdan für schlechterdings verfehlt. „Uebel’s rendering“, so Oberdan, „is both philosophically and historically more troubling than the original“ (Oberdan 1998, S. 298). Denn Uebel werfe Schlicks Behandlung der empirischen Evidenzbasis und seine Überlegungen zum Charakter des philosophischen Unternehmens als solchen auf heillose Weise durcheinander. Dies sei aber vollkommen unnötig, da die Möglichkeit bestehe, den erkenntnistheoretischen Fundamentalismus Schlicks in kohärenter Weise zu reformulieren. Dazu, so Oberdan, müsse man lediglich anerkennen, dass es nicht die Konstatierungen, sondern die *Protokollsätze* sind, welche das Fundament der wissenschaftlichen Erkenntnis bilden (vgl. ebd., S. 301). Was man auf diesem Wege erhält, ist eine Konzeption des wissenschaftlichen Sprachsystems *mit falliblem Fundament*. Protokollsätze sind demnach epistemisch privilegiert, da sie durch ihre Anbindung an Konstatierungen einen engeren Bezug zur Beobachtungsbasis aufweisen als die anderen Sätze der Wissenschaft. Dennoch sind sie, wie die anderen Sätze auch, vor Falsifikationen nicht gefeit. „What then remains“, so Oberdan, „is the idea that all warrant derives from dubitable, corrigible protocols which are epistemically privileged by virtue of their relation to observation. Protocols constitute the foundation of empirical knowledge“ (S. 303). Wie Uebel in seiner Replik auf Oberdan recht treffend anmerkt, ist dessen Rekonstruktion zwar durchaus kreativ, aber wohl kaum noch

mit den Intentionen Schlicks vereinbar.<sup>35</sup> Oberdan wiederum kontert dies mit dem Hinweis, dass Schlick nirgendwo behauptet, dass es, *was den wissenschaftlichen Kontext anbelangt*, ein festes, unumstößliches Fundament geben muss.<sup>36</sup>

Man sieht: Schlicks Konzept der Konstatierungen gibt Anlass zu allerlei Kontroversen, Konfusionen und ungelösten Fragen. Bei der erhofften Klärung der Frage, was es mit dem von Schlick mit dem logischen Empirismus gleichgesetzten „empirischen Realismus“ näher auf sich hat, führt es uns jedenfalls keinen Schritt weiter. Wie Uebel in seinem *Empiricism at the Crossroads* darlegt, hat das Konzept der Konstatierungen – ganz allgemein gesehen – *keinerlei wissenschaftstheoretische Relevanz* (vgl. Uebel 2007, S. 359–370). Hierin stimmt er explizit mit Scheffler überein. Fasse man, wie Uebel auf breiter Textgrundlage nahelegt, Konstatierungen im linguale Sinne als „present-tense indexical statements about subjective experiences outside the system language of science“ (S. 356), so seien sie nicht intersubjektivierbar und somit wissenschaftlich unbrauchbar. Der Rettungsversuch von Oberdan indes sei als gescheitert anzusehen. „Oberdan’s re-interpretation of Schlick’s theory“, so Uebel, „fails to restore him to the ranks of foundationalist theorists“ (S. 363). Fasse man, wie Oberdan es tut, Protokollsätze als das fallible Fundament des wissenschaftlichen Sprachsystems, so lande man letztlich bei den kohärentistischen Positionen Neuraths und Carnaps. Das Konzept der Konstatierungen mag, wie Uebel (wenn auch zweifelnd) einräumt, im Kontext der Rekonstruktion der *Alltagserfahrung* sich als instruktiv erweisen. Doch was die *wissenschaftliche* Erfahrung anbelangt, spricht er ihm – ganz im Sinne Schefflers – jegliche Bedeutung ab:

[W]hatever value Schlick’s affirmations may have for an individual’s everyday knowledge claims, they have none for the claims of the sciences. Schlick was misled by what post-positivist critics have come to consider an overly simplified picture of the verification or confirmation of scientific hypotheses. The confirmation of hypotheses requires more than just looking to see whether a prediction is fulfilled [...]; it involves not only the learned ability to make numerous perceptual distinctions where an outsider would see none, but also practical know-how of experimental set-ups and their strengths and weaknesses, quite apart from involving many more people than the one experimenter who must perforce rely on some of his collaborators’ testimony (S. 370).

Ebenso wie Scheffler sieht Uebel den wissenschaftlichen Überprüfungskontext also als eine in hohem Maße theoriegeleitete und zugleich intersubjektive Angelegenheit. Worauf es demnach ankommt, ist nicht Gewissheit, sondern *Objektivität*.

<sup>35</sup>Vgl. Uebel (1999, S. 298): „The suggestion that, for Schlick, the fallible protocols serve as foundations and not the problematic affirmations is ingenious, to be sure, but is it justified by the text?“

<sup>36</sup>Vgl. Oberdan (1999, S. 302): „Of course, just because protocols cannot provide a *firm* (i.e. certain) foundation, that does not mean they cannot provide *any* foundation at all. None the less, that is precisely what Uebel would have us believe Schlick has in mind. Still there is no reason to suppose that, just because protocols cannot provide a ‘firm’ foundation, something else must, or even that Schlick believes so.“

Schlicks Konzept der Konstatierungen führt uns indes zu einer Form des epistemischen Solipsismus, die mit Objektivität nichts mehr zu tun hat. Sein in Aussicht gestellter „konsequenter Empirismus“ ruht auf einer der Wissenschaftspraxis zuwiderlaufenden Privilegierung des vereinzelt erkennenden Subjekts. Der folgenden abschließenden Diagnose Uebels ist daher vollkommen zuzustimmen: „Schlick’s conception of empiricism makes scientific assertions controllable, to be sure, but his conception of ultimate evidence is such that it is not intersubjectively controllable“ (S. 458).<sup>37</sup>

Lässt man Konstatierungen und das mit ihnen verknüpfte Streben nach Gewissheit aus dem Spiel, ergibt sich die Möglichkeit einer liberaleren Deutung des Verifikationsprinzips. Solange man an Konstatierungen festhält, kommt man über einen ‚direkten‘, auf bloße Wahrnehmungen beschränkten Realismus nicht hinaus.<sup>38</sup> Der empirische Realismus Schlicks bezieht sich aber, wie gesehen, auch auf die von den Wissenschaftlern postulierten (unbeobachtbaren) theoretischen Entitäten, wie beispielsweise Atome. Lassen diese sich konstatieren? Mit Sicherheit nicht. Andererseits behauptet Schlick, wie ebenfalls schon nachgewiesen wurde, dass unmittelbar beobachtbare Gegenstände, wie beispielsweise Tische, sich aus Atomen *zusammensetzen*. Man könnte daher argumentieren, dass das Verhalten von Atomen sich abduktiv-kausal *erschließen* lässt, und dass im Falle solcher theoretischer Entitäten die – von Schlick ja explizit in Anschlag gebrachte (s. o.) – *logische Möglichkeit* der Verifikation genügt. Sätze über das Verhalten von Atomen wären sonach ‚indirekt‘ verifizierbar und folglich sinnvoll, da an die Beobachtungsbasis gebunden.

Was ist von dieser Interpretation zu halten? Nach meiner Einschätzung stellen sich ihr zwei Bedenken in den Weg. Erstens ist es nämlich so, dass Schlick den theoretischen Entitäten letztlich keinerlei eigenständige Existenz zukommen lässt. Nicht nur, dass er solche ‚transzendenten Gegenstände‘ auf eine Stufe stellt mit ‚logischen Konstruktionen‘ (s. o.). In „Positivismus und Realismus“ hebt er darüber hinaus auch ihren transzendenten Status auf. Dort heißt es ausdrücklich: „Atome haben in Kants System keine transzendente Wirklichkeit, sie sind nicht ‚Dinge an sich‘. Auf die Kantsche Philosophie kann sich also der Physiker nicht berufen [...]; seine Elektronen sind keine metaphysischen Dinge“ (Schlick 2008, S. 352 f.). Noch in der zweiten – 1925 erschienenen – Auflage der *Allgemeinen Erkenntnislehre* hatte Schlick geschrieben: „Der Physiker kann [...] den Gegenstand seiner Wissenschaft nicht anders definieren, als der Philosoph sein Ding an sich“ (Schlick 2009, S. 590).<sup>39</sup> Dies sieht er in „Positivismus und Realismus“ ganz offensichtlich anders. Dort geht er ja, um es noch einmal anzuführen, davon aus, dass „Sätze über [beobachtbare wie auch unbeobachtbare; M. N.] Körper in

<sup>37</sup>Auf die erwähnten Versuche der Etablierung eines auf die Alltagserfahrung bezogenen erkenntnistheoretischen Fundamentalismus kann (und muss) hier nicht weiter eingegangen werden. Siehe dazu z. B. die Beiträge in BonJour und Sosa (2003).

<sup>38</sup>Ich habe an dieser Stelle Georg Koridze für wichtige Hinweise zu danken.

<sup>39</sup>Ich habe Fynn-Ole Engler für die Ortung dieser Stelle zu danken.



*sinngleiche* Sätze über die Gesetzmäßigkeit des Auftretens von Empfindungen transformierbar sind“ (2008, S. 361; Hervorh. M. N.). Gegeben diese Transformierbarkeit, ist klar, dass theoretische Entitäten *nicht erschlossen* werden müssen. Anders als für den wissenschaftlichen Realisten unserer Tage sind für den Wiener Schlick Atome, Elektronen und all die anderen theoretischen Entitäten keine wahrnehmungsunabhängig existierenden Instanzen kausaler Wirksamkeit. Dies wäre ihm schon zu viel Metaphysik. Worauf man sich seiner Konzeption zufolge zu verpflichten hat, ist lediglich die *Sinnhaftigkeit* von *Sätzen* über theoretische Entitäten. Eine weitergehende, sich auf diese Entitäten selbst beziehende ontologische Verpflichtung lehnt Schlick ab.<sup>40</sup>

Wenn Schlick bisweilen behauptet, beobachtbare würden sich aus unbeobachtbaren Gegenständen ‚zusammensetzen‘, dann ist dies also nicht buchstäblich, sondern in einem abgeleiteten, auf das Sprachsystem der Wissenschaft bezogenen Sinne zu verstehen. Worum es ihm letztlich geht, ist die Transformierbarkeit der theoretischen in die Beobachtungssprache. Wie genau das funktionieren soll, bleibt letztlich offen. Wir werden an späterer Stelle aber sehen, dass es im weiteren Verlauf der im logischen Empirismus geführten Diskussionen zur Artikulation entsprechender Lösungsversuche kommen sollte.<sup>41</sup> Was man allerdings an diesem Punkt der Darstellung schon sagen kann, ist, dass Schlick den ontologischen Status theoretischer Entitäten auf ein auch für den wissenschaftlichen Anti-Realisten zumutbares Maß ‚herunterschraubt‘. Solange das Sprechen über Atome sich in das Sprechen über das in der Wahrnehmung unmittelbar Gegebene überführen lässt, kann man den Atomen selbst den Status bloßer Hilfskonstruktionen zukommen lassen. Der Schluss auf irgendwelche in den Bereich des Unbeobachtbaren führende *Verursachungsrelationen* erübrigt sich dann.<sup>42</sup>

Das zweite Bedenken, das sich einer ‚liberalisierten‘ Interpretation des schlickschen Ansatzes entgegenstellt, ist die sich mit der Abschwächung zu einer bloß ‚logisch möglichen‘ Verifikation ergebende Aufweichung – und letztlich *Auflösung* – der von Schlick entwickelten Bedeutungskonzeption. So schreibt David Holdcroft vollkommen zutreffend:

---

<sup>40</sup>Besonders deutlich geht dies aus der folgenden Passage aus Schlicks im Wintersemester 1933/1934 gehaltener Vorlesung „Die Probleme der Philosophie in ihrem Zusammenhang“ hervor: „Man meint immer, man müßte bei einem Substantivum auf einen konkreten Gegenstand hinweisen können; daraus entstehen viele schwere Irrtümer. Man kann nichts anderes tun, als erklären, was die Aussagen, in denen von diesem Körper die Rede ist, für einen Sinn haben, und diesen stellen wir fest, indem wir die Aussagen verifizieren. Weiter ist überhaupt nichts zu sagen über die Gegenstände der Außenwelt und alles andere, worüber wir sprechen. Daher ist z. B. die Frage: ‚Was ist ein Atom?‘ eigentlich falsch gestellt. Man meint damit nichts anderes als: ‚Was ist der Sinn der Sätze, in denen von Atomen die Rede ist, wie werden solche Sätze verifiziert?‘“ (Schlick 1986, S. 226).

<sup>41</sup>Siehe dazu unten, Kap. 6.

<sup>42</sup>Eine anti-realistische Position, die dieser Sicht sehr nahe kommt, ist beispielsweise die von Bas van Fraassen. Vgl. van Fraassen (1980; 2002).



To many, no doubt, the interpretation of ‚verifiable‘ as ‚logically possible to verify‘ will seem to be a complete corruption of the very idea of a verification theory of meaning. For if the only restriction placed on the conditions that meaningful sentences must satisfy to be true is that their verification be logically possible, then the reference to verification would seem to become otiose (Holdcroft 1983, S. 54).

Klar: Denn die Forderung, dass es logisch (nicht aber empirisch) möglich sein muss, die Sachverhalte zu verifizieren, die bestehen müssen, damit der entsprechende Satz wahr ist, läuft auf nichts anderes hinaus, als auf die Forderung, dass eben das Bestehen dieser Sachverhalte logisch möglich sein muss. Von einer Verifikationstheorie der *Bedeutung* kann dann aber nicht mehr die Rede sein, da „the notion of *verification* itself has no essential role to play in the resulting theory“ (ebd.). Vielmehr kann man dann von einer *kausalen* Theorie ausgehen, die die entsprechenden Sätze den jeweiligen Sachverhalten in unmittelbarer und eindeutiger Weise zuordnet.<sup>43</sup> Verifikation würde in diesem Zusammenhang zwar durchaus eine Rolle spielen; dies aber nicht im starken Sinne als bedeutungsgenerierendes Moment, sondern lediglich im schwachen, methodologischen Sinne als Instanz der Überprüfung anhand empirischer Belege.<sup>44</sup>

Angesichts der sich solcherart dokumentierenden Komplikationen im Kontext des Versuchs einer kohärenten Rekonstruktion der Position des Wiener Schlick bleibt nur das folgende Fazit: Eine solche Rekonstruktion ist nicht möglich, da *der Standpunkt Schlicks* nicht kohärent ist. Deutet man das Verifikationsprinzip im starken – bedeutungstheoretischen – Sinne, landet man unweigerlich bei all den Unstimmigkeiten, die die Schlicksche Konzeption der Konstatierungen nach sich zieht. Deren zentrales Defizit ist darin zu sehen, dass sie dem wissenschaftlichen Streben nach Objektivität zuwiderläuft und den Weg zu einem empirischen Realismus nicht ebnet, sondern verbaut. Deutet man das Verifikationsprinzip hingegen im schwachen – methodologischen – Sinne, dann verliert der Ansatz Schlicks seine ganze Originalität. Denn wer – außer einigen spekulativen ‚Hardcore-Metaphysikern‘ – würde schon bestreiten, dass die Forderung nach empirischer Überprüfbarkeit berechtigt ist? Hierin stimmen (wissenschaftliche) Realisten und Anti-Realisten überein. Als Instrumentarium der Klärung programmatischer Fragen wie der des Realismus greift das im schwachen Sinne aufgefasste Verifikationsprinzip also zu kurz. Was übrig bleibt, ist die – hier nicht weiter zu behandelnde – kontrafaktische Frage, ob Schlick, wenn er nicht ermordet worden wäre, noch zu einer in sich kohärenten Zusammenführung von Empirismus und Realismus gefunden hätte.

<sup>43</sup>Dies entspräche dann der Position des frühen, vor-Wiener Schlick. Vgl. etwa Schlick (2009, § 5 und 10) sowie die darauf bezogenen Ausführungen in Ryckman (1991) und in Neuber (2012b, S. 75–80).

<sup>44</sup>Bezieht man diese beiden rivalisierenden bedeutungstheoretischen Konzepte auf die jüngere Diskussion, dann kann man Michael Dummett als Repräsentanten einer verifikationistischen (oder auch ‚internalistischen‘) und den frühen Hilary Putnam als Repräsentanten einer kausalen (oder auch ‚externalistischen‘) Bedeutungstheorie anführen. Siehe in diesem Zusammenhang v. a. Dummett (1978) und Putnam (1975).

Der Realismus im logischen Empirismus

Eine Studie zur Geschichte der

Wissenschaftsphilosophie

Neuber, M.

2018, XVIII, 252 S., Hardcover

ISBN: 978-3-319-58024-1